

Das Magazin

2.18

Afrika

Ist der nächste Einstein Afrikanerin?

Neue Generation

Das Next Einstein Forum bringt junge Wissenschaftler des Kontinents zusammen

Versöhnung in Ruanda

Wo Opfer und Täter des Genozids Nachbarn sind

Bitte nicht helfen?

Die Entwicklungszusammenarbeit auf dem Prüfstand



**Robert Bosch
Stiftung**

Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist höchste Zeit, ein neues Gesicht von Afrika zu zeigen!

Es gibt von diesem Kontinent mehr zu erzählen als das, was meist die Nachrichten dominiert – Elend, Korruption und Krieg. In diesem Heft geht es vor allem um das Potenzial seiner talentierten jungen Menschen. Zum Beispiel um die Wissenschaftlerin Tolullah Oni aus Nigeria, die wir auf der Titelseite zeigen. Sie gehört zu den Stipendiaten des *Next Einstein Forums (NEF)*, der bislang größten afrikanischen Wissenschaftskonferenz, die dieses Jahr zum zweiten Mal stattfand. Das *NEF* wurde mit maßgeblicher Hilfe der Robert Bosch Stiftung ins Leben gerufen.

Unser Engagement in Afrika hat viele weitere Facetten. Lesen Sie beispielsweise von beeindruckenden Menschen, die sich für Frieden und die Aufarbeitung von Konflikten einsetzen, oder erfahren Sie, warum ein afrikanischer Fellow der *Robert Bosch Academy* die Entwicklungshilfe für einen Fehler hält. Viel Freude beim Lesen!



Joachim Rogall, Uta-Micaela Dürig, Sandra Breka, Hans-Werner Cieslik
Geschäftsführung der Robert Bosch Stiftung



12

06

Fakten: Teure Milch, Smartphones, Nollywood – auch das ist Afrika

08

Anfangen: Warum Medizin, Tolullah Oni? Die erfolgreiche Professorin erzählt, was den Anstoß für ihre Forschung gab

10

Gegensätzlich: Was den Geophysiker Tolulope Olugboji bewegte, in die USA zu gehen – und weshalb die Chemikerin Ghada Bassioni in Kairo blieb



14

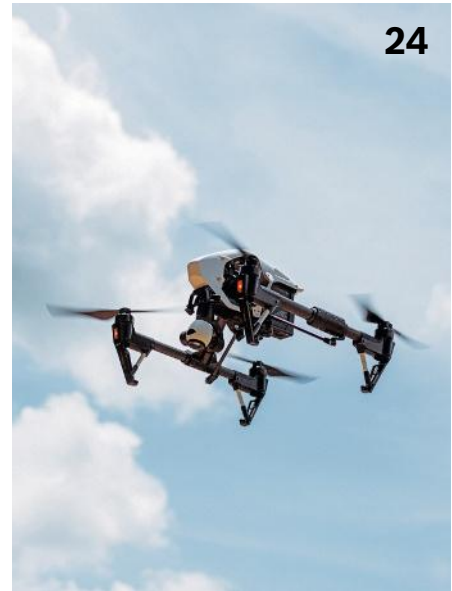
12

Momentaufnahme:

Wie sich der kenianische Filmmacher Mbithi Masya nach einem Semester in Deutschland fühlt

14

Konferenz: Wir begleiten Hamidou Tembine, Kind einfacher Bauern aus Mali und heute Professor für Elektro- und Informationstechnik auf das Next Einstein Forum 2018, die bisher größte Wissenschaftskonferenz Afrikas



24

20

Zukunftsvision: Der Unternehmer und Philanthrop Mo Ibrahim und der Ex-Bundespräsident Horst Köhler über das Afrika von morgen

24

Technologie: Junge Ivorer wollen mit Drohnen und intelligenter Software brachliegende Felder in Westafrika bewirtschaftbar machen

32

Debatte: Sollte die Entwicklungszusammenarbeit mit Afrika beendet werden?



36
Infografik: Die Organisation ESSA stellt sich den riesigen Herausforderungen im Bildungssektor Subsahara-Afrikas

38
Versöhnung: In einem Dorf südlich von Kigali leben Opfer und Täter des ruandischen Völkermordes Tür an Tür

42
Kurz notiert: Neuigkeiten aus Projekten und Fördergebieten der Robert Bosch Stiftung

44
Hinter den Kulissen: Mary Maina ist studentische Hilfskraft beim Next Einstein Forum – und Kapitänin der ruandischen Cricket-Nationalmannschaft

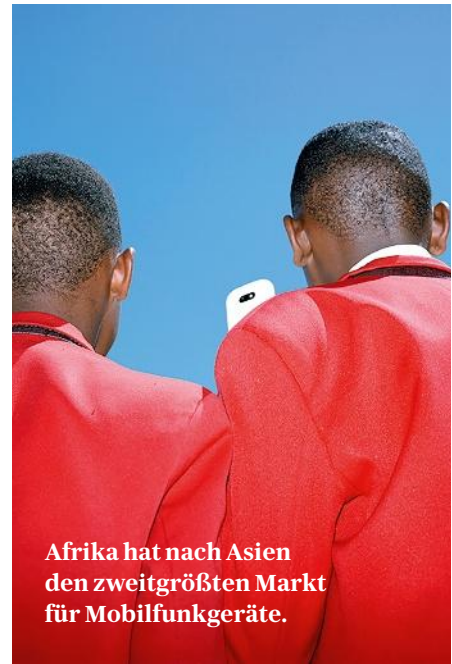
46
Kolumne: 10 Fragen an unsere Leserinnen und Leser von Aku Kwamie

In diesem Heft begegnen Ihnen einige von Afrikas besten jungen Wissenschaftlern. Sie sind Stipendiaten des Next Einstein Forums – einer Initiative des African Institute for Mathematical Sciences (AIMS) und der Robert Bosch Stiftung.

Tolullah Oni, Seite 08
Tolulope Olugboji und
Ghada Bassioni, Seite 10
Hamidou Tembine, Seite 14
Peter Ngene und
Aminata Garba, Seite 18
Yabebal Fantaye und
Sanushka Naidoo, Seite 19
Aku Kwamie, Seite 46

Ein Kontinent im Wandel

Teure Milch, Smartphones, Nollywood – auch das ist Afrika.



Afrika hat nach Asien den zweitgrößten Markt für Mobilfunkgeräte.



61 Millionen Kinder im Grundschulalter gehen nicht zur Schule.

Nigerias
Filmindustrie
produziert
jährlich mehr
Spielfilme
als Hollywood.

Mindestens

1/3

der in Afrika
geborenen Forscher
leben und
arbeiten außerhalb
Afrikas.

7 der 10

besten Universitäten
Afrikas liegen in
Südafrika.

Ein Liter Milch kostet in Luanda, der Hauptstadt Angolas, 2,43 Euro.



Sie gilt als eine der teuersten Städte weltweit.

**4000
Milliarden**

Dollar wurden seit 1960 als Entwicklungshilfe verteilt, ohne dass sich die Lebensbedingungen verbessert hätten. Der Anteil Afrikas am Welt-handel sank im gleichen Zeitraum von sieben auf knapp drei Prozent.



**Mehr als jeder dritte Einwohner
Afrikas gehört inzwischen
der Mittelschicht* an.**

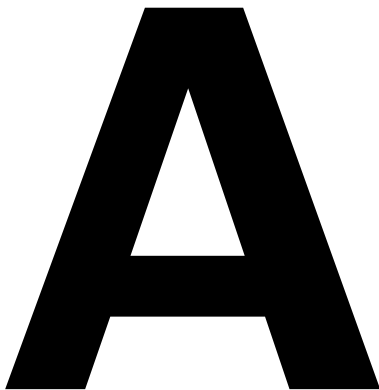
* Laut einer Studie der Afrikanischen Entwicklungsbank erzielt mehr als jeder dritte Einwohner Afrikas ein tägliches Einkommen von 2,20 bis 20 Dollar und zählt damit zur Mittelschicht.

**Tolullah Oni**

Die nigerianische Medizinerin und Epidemiologin Tolullah Oni trifft man am besten morgens um sechs Uhr beim Joggen, wie unser Foto beweist. Oni ist so gefragt, dass kaum Termine bleiben. Die Medizinerin erforscht den Zusammenhang zwischen Krankheitsverläufen und sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Sie wurde 1980 in Nigeria geboren, studierte Medizin in London und hat aktuell einen Lehrauftrag an der Universität Kapstadt inne.

Ärztin 2.0

Tolullah Oni dachte, sie würde Herzchirurgin werden, doch dann entdeckte sie das Gesundheitswesen und definierte es neu.



Acht Jahre alt war ich gerade einmal, als ich das erste Mal eine offene Herzoperation sah. In einem Bericht im Fernsehen, an einem Kind, das genauso alt war wie ich. Ich weiß bis heute nicht, warum es im Fernsehen gezeigt wurde. Ich weiß nur noch, dass es mich faszinierte und ich in diesen frühen Jahren dachte: Wie funktioniert der Körper im Inneren? Und: Ich muss Herzchirurgin werden. Ich wurde in Lagos, in Nigeria geboren. Als zweites von vier Kindern, meine Mutter ist Sprachdozentin für Französisch, mein Vater leitender Angestellter in einem

Unternehmen. Sie waren meine Unterstützer, meine Förderer. Als ich in Großbritannien auf die weiterführende Schule gehen konnte, haben meine Eltern mit Blick auf meinen frühen Berufswunsch das Epsom College ausgewählt, das vor mehr als 150 Jahren von einem Arzt der britischen Royal Medical Foundation gegründet wurde. Einen weiteren Anfang meines Berufslebens erlebte ich in meinem letzten Jahr als Medizinstudentin im University College London. Ich belegte das Wahlfach Internationales Gesundheitswesen, ein eher unbeliebtes, kleines Fach. Es wurde mein Fach – und dieses Studienjahr zu meinem „Denkjahr“. Ich habe Medizin das erste Mal als Wissenschaft wahrgenommen. Es gab plötzlich mehr Fragen als Antworten: zu den Verläufen und Ausbrüchen von Krankheiten, den wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen und den Maßnahmen, die Epidemien eindämmen. Ich bin für Ärzte ohne Grenzen im Einsatz gewesen und habe als Intensivmedizinerin ein Jahr in Australien gearbeitet, doch der Gedanke, dass das Umfeld und Verhalten der Menschen selbst Krankheiten beeinflusst, hat mich nicht mehr losgelassen. In einem Einsatz für ein Forschungsprojekt wurde es besonders deutlich: Patienten mit einer chronischen Krankheit sollten eine Medizin zu bestimmten Uhrzeiten einnehmen. Das Projekt konnte jedoch nicht stattfinden und die Medizin wurden ihnen nicht gegeben – allein weil sie keine Uhren hatten! Obwohl sie keine Uhren hatten, wussten sie jedoch sehr wohl, wie spät

es war. Diese kleinen, aber wichtigen Fragen machen meine Arbeit aus. Diese Begeisterung möchte ich auch meinen Studenten mitgeben. Ich möchte einen Beitrag zum Wissen über Krankheitsmuster leisten – und darüber, welche Auswirkungen die Urbanisierung auf die Gesundheit hat. Ich möchte mich auf die Gesundheit konzentrieren, nicht auf Krankheiten. Ich habe dazu an meiner Universität ein Projekt gegründet, die „Urban Health Group“, in der sich unterschiedliche Fachbereiche zur Krankheitsprävention austauschen können. Das Bild der Herzchirurgin ist mir übrigens lange erhalten geblieben. Noch während meines Studiums in London kam mich ein entfernter Onkel aus Nigeria besuchen: Du bist also die Herzchirurgin, sagte er zur Begrüßung. Da hatte ich das Bild schon wieder vergessen. Geblieben ist die Verbindung zu dem damals gleichaltrigen Kind, das operiert wurde, es hat etwas ganz Besonderes in mir ausgelöst: das Wissen, dass wir alle miteinander verbunden sind. Dieses Wissen um diese Verbindung macht meine Arbeit aus.

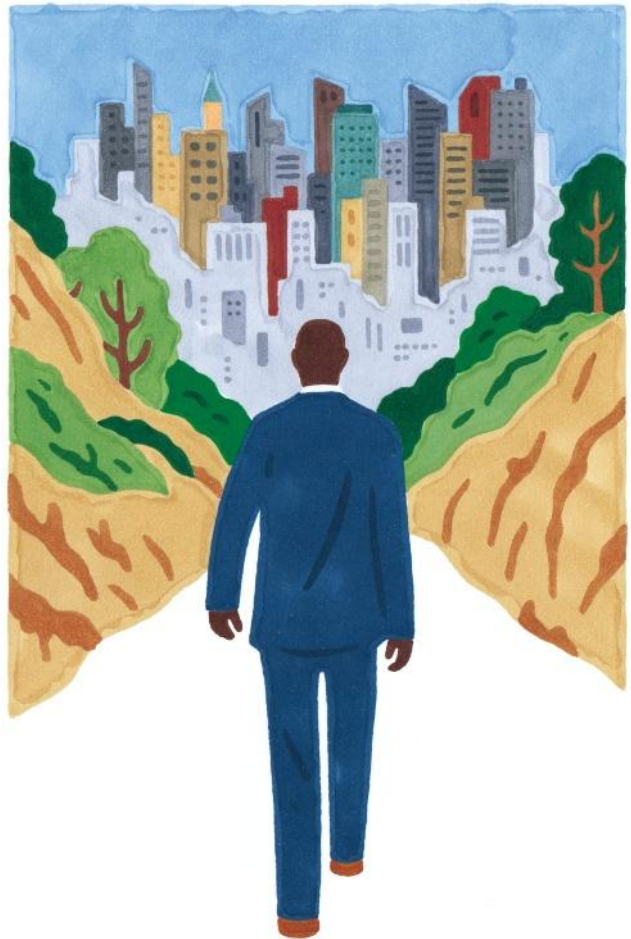
„Ich möchte mich auf die Gesundheit konzentrieren, nicht auf Krankheiten.“

Gehen oder bleiben?

Meine Heimat ist die Wissenschaft

Tolulope Olugboji, 35 Jahre, New York

Vielleicht wusste ich immer, was mir fehlte, konnte es aber nicht benennen. Als ich dann als Student in die USA kam, konnte ich es sehen: das Selbstverständnis für die Forschung, die Offenheit für neue Ideen und Mentoren auf Weltklasseniveau, die mich stets gefördert haben. Ich wurde in Lagos geboren, als ältestes von vier Kindern. Ich stamme aus einfachen Verhältnissen: nicht besonders reich, nicht wirklich arm. Meine Mutter ist Bauingenieurin, hat aber als Lehrerin das Geld verdient, als mein Vater seinen Job verlor. Sie war auch diejenige, die darauf geachtet hat, dass ich meine Mathehausaufgaben gemacht habe. Ein weiterer Meilenstein kam für mich Ende der Neunzigerjahre. Unsere Kirche bekam einen Computer. Da mein Onkel dort arbeitete, saß ich das erste Mal davor und dachte: Was für eine Maschine, ich muss Informatiker werden. Nach dem Informatik-Bachelor in Nigeria habe ich als Ingenieur in einer Computerfirma gearbeitet. Ich hätte auch bei Start-ups oder Banken arbeiten können, doch ich suchte nach einer Möglichkeit, eine Karriere als Wissenschaftler aufzubauen. Und diese Möglichkeiten waren für mich begrenzt. Es war unbefriedigend. Was dann folgte, hat den Rest meines Lebens beeinflusst: Ich habe mich mit Erfolg für ein Stipendium in Yale beworben. 2014 bekam ich dort meinen Dokortitel. Mein Weg ist eine sehr persönliche Entscheidung. Keines meiner Geschwister ist meinem Weg gefolgt, alle sind in Lagos geblieben, meine Schwestern arbeiten als Lehrerin und Krankenschwester, mein Bruder schließt gerade die Schule ab und möchte Grafikdesigner werden. In diesem Sommer werde ich als Professor an der Universität in Rochester in der Nähe New Yorks beginnen. Würde ich nach Lagos zurückkehren wollen? Sicher nicht in diesem Moment. Ich wäre zu sehr damit beschäftigt, Institutionen aufzubauen, anstatt meiner eigenen Forschung nachgehen zu können. Dennoch halte ich die Verbindung, insbesondere durch mein NEF-Stipendium, mit dem ich versuche, ein geophysikalisches Observatorium aufzubauen. Ich hoffe, dass ich durch meine Arbeit den afrikanischen Kontinent in seiner Struktur besser verstehen kann. Das *Next Einstein Forum* hat mich sehr berührt – ich habe selten zu so vielen afrikanischen



Mentoren aufblicken können. Und afrikanische Schüler und Studenten sind zu mir gekommen und haben erstaunt gefragt: Was, du bist schwarz, Afrikaner und Doktor der Wissenschaften? Mein Zuhause ist die Wissenschaft. Unabhängig davon haben wir Afrikaner, egal woher wir von diesem Kontinent kommen, ob Südafrika oder Maghreb, alle eine afrikanische Seele. Und doch werde ich immer mehr zum Amerikaner.

Zwei NEF-Stipendiaten, zwei Wege: Die Chemikerin Ghada Bassioni hat sich für Kairo entschieden, der nigerianische Geophysiker Tolulope Olugboji lehrt seit Jahren in den USA.

Ich möchte etwas zurückgeben



Ghada Bassioni, 43 Jahre, Kairo

Ich bin multikulti. Meine Muttersprache ist Deutsch, meine Heimat Ägypten. Hier lebt meine Familie, hier hat meine wissenschaftliche Karriere begonnen. Als Professorin und Leiterin der chemischen Abteilung der Fakultät für Ingenieurwesen sowie deutsch-ägyptische Koordinatorin des Wissenschafts- und Technologiefonds der Regierung bewege ich mich zwischen den Welten. Ich kümmere mich dort nicht nur um die Förderung vor Ort, sondern auch um die Zusammenarbeit zwischen deutschen und ägyptischen Wissenschaftlern. Ich bin als Kleinkind mit meinen Eltern nach Deutschland gegangen. Arabisch konnte ich nur verstehen, gesprochen habe ich Deutsch. Meine Eltern sind beide Professoren und waren damals in den 1970er-Jahren mit einem Promotionsstipendium in Dortmund. Zurück in

Kairo schickten sie mich dann auf die Deutsche Schule. So bin ich, salopp formuliert, mit der deutschen Ordnung und der arabischen Herzlichkeit aufgewachsen. Ägypten hat es mir leicht gemacht, Wissenschaft und Mutterrolle zu vereinen. Ich habe als Drittbeste in meinem Abschlussjahrgang direkt eine Position an der Universität bekommen, kurz danach hatte ich eine kleine Tochter. Ich habe nie darüber nachgedacht, Kairo zu verlassen, es ist immer meine Heimat geblieben. Deshalb bin ich hier. Ich hatte die Möglichkeit,

„Ich glaube, dass man als Einzelne viel erreichen kann.“

eine Auszeit als Mutter zu nehmen, mehrere Jahre in Deutschland und den USA zu verbringen, ein Promotionsstudium an der TU München zu absolvieren. Während meiner Zeit an der TU wurde ich zur Frauenbeauftragten gewählt. Ich konnte vieles, was mir hier in Ägypten zum Vorteil war, in Deutschland weitergeben. Ich finde, als Frau ist es zudem wichtig, sich seinen Partner gut auszusuchen. Mein Mann, heute auch Professor, hat mein Potenzial gesehen und mich stets gefördert. Später, in Abu Dhabi, habe ich vier Jahre lang ein Labor aufgebaut. Die Ain-Shams-Universität in Kairo ist und bleibt aber mein Fokus, allein schon deshalb, weil ich meine Anstellung während der ganzen Zeit behalten durfte. Ich vermisse nicht wirklich etwas. Manchmal fehlt mir ein gutes Labor. Da stecke ich in einer Zwickmühle. Ich kann mich als Vertreterin des Ministeriums nicht selbst für einen Zuschuss bewerben. So hat jede Sache ihre Zeit. Die Ain-Shams-Universität hat so viel für mich getan, da möchte ich etwas zurückgeben. Ich glaube, dass man als Einzelne viel erreichen kann. Und die Geschichte wiederholt sich: Meine älteste Tochter studiert heute Medizin. Genau wie ich – in Ägypten und in Deutschland.



Auf dem Absprung

Ein Semester verbrachte der junge Regisseur Mbithi Masya in Deutschland. Kurz vor seiner Rückkehr nach Kenia blickt er auf das Filmemachen hier und dort – und auf dessen gesellschaftliche Bedeutung.

Ich habe noch drei Tage, bevor ich zurück nach Kenia gehe. Vier Monate lang durfte ich an der Filmakademie in Ludwigsburg eine internationale Masterclass besuchen, gemeinsam mit ganz unterschiedlichen Leuten aus der ganzen Welt – es war eine unvergleichliche Erfahrung. Ich fange gerade erst an, das Erlebte zu verarbeiten.

In den vergangenen Monaten an der Akademie konnte ich mithilfe eines Mentors die Entwicklung meines nächsten Films beginnen. Ich hatte aber auch Gelegenheit, viele deutsche Filme zu sehen. Ich habe dadurch wertschätzen gelernt, welchen Einfluss das Kino auf die Gesellschaft hat. Ich glaube, dass Deutschland genau deswegen so viel Geld in die öffentliche Filmförderung investiert, dieses Wissen muss ich unbedingt mit nach Hause bringen. Deutschland ist

ja wie ein ganzes Buch voller Kino, das einen die Deutschen besser verstehen lässt. Ich möchte ein Beispiel geben. Ich schaute einen Dokumentarfilm von Ella Bergmann-Michel aus den 1930er-Jahren. Man sah draußen Naziflaggen und Kommunistenflaggen hängen, eine Wahl stand kurz bevor. Die Menschen hatten ihre Hoffnungen und Ängste. Ich verstand durch den Film, dass die NS-Diktatur schrittweise entstanden ist und dass Menschen wie etwa die Filmemacherin gegen Hitler waren.

Ostafrika ist ein schwieriger Ort für einen Filmemacher, denn es gibt bei uns keine öffentliche Filmförderung wie in Deutschland; also sehen die meisten afrikanischen Filmemacher zu, dass sie irgendwie nebenher Geld heranschaffen. Ich selbst kam zufällig zum Filmemachen. Meine Eltern waren beide Beamte. Während meines Studiums in Nairobi lernte ich ein paar Freunde kennen, mit denen ich ein Künstlerkollektiv gründete und Musik machte. Durch die Musikvideos, die wir selbst drehten, begann ich, mich sehr fürs Geschichtenerzählen zu interessieren, und ich entschied mich, mein Glück im Spielfilmbereich zu versuchen. Mit meinem ersten Film „Kati Kati“ hatten wir Riesenglück. Er gewann 2016 auf dem Toronto Film Festival den internationalen Kritikerpreis und wurde dann auf über 40 Festivals auf verschiedenen Kontinenten gezeigt.

Dadurch dass die Ausrüstung immer günstiger wird, ist in Ostafrika eine neue Generation von Filmemachern entstanden, die ihre Filme

auf eigene Faust schreiben und drehen. Das hat den Vorteil, dass so völlig unterschiedliche spannende Filme entstehen. Mich interessieren die unnötigen Lasten, die wir Menschen mit uns herumtragen. In Kenia gab es seit unserer Unabhängigkeit ein paar Ereignisse von nationaler Bedeutung, Terrorangriffe und Gewaltaus-

„Jede Kunst, die Menschen miteinander ins Gespräch bringt, ist gut.“

brüche nach verschiedenen Wahlen, über die nie öffentlich gesprochen wurde; die Regierung schweigt dazu. Mein Film „Kati Kati“ kommentiert das, was wiederum zu einigen Artikeln, einer Menge Diskussionen in den sozialen Medien und guten Gesprächen auf Filmpremieren geführt hat. Genau das wollte ich mit dem Film schaffen. Jede Kunstform, die Menschen miteinander ins Gespräch bringt, ist in meinen Augen gut.

Nun gehe ich zurück nach Hause, worauf ich mich freue. Ich glaube, ich kann viel mitnehmen: nicht nur technisches Wissen, sondern auch weltanschauliches, denn ich habe hier Menschen aus Palästina, Brasilien, Bahrain und Sri Lanka kennen und schätzen gelernt. Mein Blick auf die Welt als Ganzes ist weiter geworden. Vermissen werde ich die Bahn und das deutsche Bier. Es ist lustig, dass ihr Bier trinkt, als wäre es Tee.

Filmtalente aus Ostafrika

Mit seinem Debütfilm hat Mbithi Masya breite internationale Aufmerksamkeit erreicht: „Kati Kati“, der einer Frau in die mystische Welt zwischen Leben und Tod folgt, gewann mehrere Filmpreise. Über ein Stipendium für ostafrikanische Nachwuchsfilmemacher der Robert Bosch Stiftung war Mbithi Masya im Wintersemester 2017/2018 an der Filmakademie Ludwigsburg zu Gast – unter anderem, um Stoffe für seine nächsten Filmprojekte zu entwickeln.

TEXT
Linda Tutmann
FOTOS
Lêmrîch

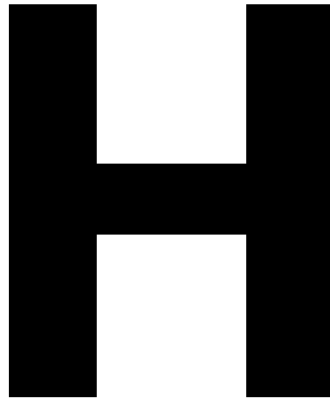
Der nächste Einstein kommt aus Afrika

Blick in die Zukunft

Die Besucher des *Next Einstein Forums* warten vor dem Convention Centre in Kigali auf den nächsten Talk. Für viele ist es das erste Mal, dass sie auf afrikanische Kollegen und Mentoren der Weltspitze treffen.



In Kigali trafen sich afrikanische Wissenschaftler zur bislang größten Wissenschaftskonferenz ihres Kontinents. Wir haben den Stipendiaten des Next Einstein Forums Hamidou Tembine begleitet.



Hamidou Tembine steht an der Seite der Bühne im Convention Centre in Ruandas Hauptstadt Kigali und atmet langsam ein und aus. Die Klimaanlage hat den Raum auf angenehme 20 Grad gekühlt, es ist Regenzeit, aber gerade scheint die Sonne vom fast wolkenlosen Himmel. Auf der Bühne steht ein Moderator, der mit fester Stimme die Redner nacheinander aufruft. Fünf Wissenschaftler, jeder von ihnen hat zehn Minuten Zeit, um seine Forschung zu präsentieren. Das ist nicht viel, das weiß Tembine. Er muss sich kurz fassen, schnell die Aufmerksamkeit der Zuschauer gewinnen.

Er tritt hinter den Vorhang, hier kann ihn das Publikum nicht sehen. Er hebt kurz die Arme wie ein Priester, wenn er um Gottes Segen bittet. Vor jedem Auftritt macht er diese Übung, ein Kollege hat ihm den Trick verraten, vor Jahren schon, gegen das Lampenfieber und um die Atmung zu beruhigen. Er drückt die Brust raus, atmet ein, atmet aus, lässt die Arme langsam sinken. Dann tritt er in das Scheinwerferlicht. Tembine und auch die vier anderen

Redner sind heute hier, weil sie zu den, wie der Moderator sie angekündigt hat, klügsten Köpfen Afrikas gehören. Sie sind Stipendiaten des Programs mit dem visionären Claim „The next Einstein will be from Africa“. 2018 wurden insgesamt 16 afrikanische Wissenschaftler für das Programm ausgewählt, aus Ägypten, dem Senegal, aus Äthiopien und Südafrika, ein Klimaforscher ist unter ihnen, ein Astrophysiker, Informatiker und Humangenetiker. In diesen Tagen treffen sie sich in Kigali zum *Next Einstein Forum (NEF)*, der bislang größten Wissenschaftskonferenz Afrikas. Mit Forschern aus der ganzen Welt, mit Politikern und Experten aus der Wirtschaft tauschen sie Ideen aus und sprechen darüber, wie man den Kontinent voranbringen kann. Tembines Augen schweifen durch den Saal, er kann keine Gesichter erkennen, aber er ahnt, wer ihm gerade zuhört. Der ruandische Präsident ist da, Paul Kagame, der Nobelpreisträger Klaus von Klitzing. Das Publikum applaudiert, Tembine lächelt verlegen. Viele im Publikum sind davon überzeugt, dass er auch das Zeug dazu hat, irgendwann einmal einen Nobelpreis zu gewinnen. Hamidou Tembine, 35 Jahre, geboren in Mali, Sohn eines einfachen Bauern, in Frankreich zur Schule gegangen, heute Professor für Elektro- und Informationstechnik an der Abu Dhabi-Universität in New York. Er trägt einen schwarzen Anzug, schwarze Hose, weißes Hemd, schwarze Schuhe. Er hat sieben dieser Anzüge im Schrank hängen, für jeden Wochentag einen. Manchmal ist er wochenlang nicht in seinem New Yorker Apartment,

viel Zeit, seine Anzüge reinigen zu lassen, hat er dann nicht. Bonjour Mesdames et Messieurs, begrüßt er auf Französisch und dann noch einmal auf Englisch: Ladies and Gentlemen, das Publikum klatscht wieder. Wer ist von Ihnen an Zusammenarbeit interessiert?, ruft er jetzt. Eine rhetorische Frage, er weiß, das Publikum hört ihm nun zu. Vor fünf Jahren riefen Thierry Zomahoun, Präsident des African Institute for Mathematical Sciences (AIMS), und die Robert Bosch Stiftung gemeinsam das *Next Einstein Forum* ins Leben. Es geht um die Förderung afrikanischer Spitzenforscher, aber auch darum, ihre Sichtbarkeit in der Welt und ihre Vernetzung mit anderen Wissenschaftlern und Entscheidungsträgern zu stärken.

Seitdem ist viel passiert.

Das erste globale Treffen des Forums fand 2016 in Dakar, im Senegal statt, dort präsentierte sich auch der erste Jahrgang der *NEF*-Stipendiaten. Und auch in diesen drei Tagen im März 2018 sind mehr als 1500 Forscher, Politiker und Wissenschaftler aus der ganzen Welt angereist. Paul Kagame eröffnet die Konferenz, am zweiten Tag sitzt er mit dem senegalesischen Staatschef Macky Sall für ein Gespräch auf der Bühne. Wissenschaft und Bildung sind wichtige Themen bei einem so jungen Kontinent wie Afrika, das ist beiden Präsidenten bewusst.

„Ist gut gelaufen“, sagt Tembine, als er von der Bühne tritt. „Irgenwann gewöhnt man sich daran, vor Menschen zu sprechen.“ Er redet in Seoul, in London, Paris, New York oder Shanghai, also in Asien, Europa oder Amerika, aber fast nie in Afrika. Es ist paradox: Von den 60 Konferenzen, an denen er im Jahr teilnimmt, finden vielleicht vier auf dem afrikanischen Kontinent statt. In Marokko, Ägypten, in Südafrika, manchmal auch in Äthiopien.

Tembine steht jetzt an einem Stehtisch im Vorraum und isst das erste Mal an diesem Tag etwas. Als Kind in der malischen Steppe gab es nur selten Frühstück. Seine Eltern waren einfache Bauern, Fleisch bekamen sie vielleicht zweimal im Jahr, die erste Mahlzeit war oft das Mittagessen. Bis heute ist es seine Lieblingsmahlzeit.

„Es reicht“, sagten seine Eltern zu ihm, als er vier Jahre lang zur

Schule gegangen war. Über eine Stunde hin und wieder zurück musste er dorthin laufen. Er konnte ja jetzt lesen, schreiben – was wollte er mehr? Warum sollte er noch weiter zur Schule gehen? Zeit, die er auf dem Feld gebraucht wurde, als Helfer beim Hüten der Kühe und bei der Ernte. Er war der erste in der Familie, der verstand, was ein Alphabet ist, der ein A von einem O unterscheiden konnte. Nur seinem Onkel ist es zu verdanken, dass er auf eine weiterführende Schule wechseln durfte, 35 Kilometer vom Haus seiner Eltern entfernt. Sein Lebenslauf hört sich danach an wie ein modernes Märchen. Der Junge vom Land trifft bei einem Mathematik-Wettbewerb in Mali ein französisches Paar – sie sind beeindruckt von der Wissbegierde des Jungen und seinem Willen zu lernen. Später adoptieren sie ihn und holen ihn nach Frankreich. Da ist er zwölf Jahre alt, spricht kein Wort Englisch, kein Wort Französisch und hat keine Ahnung, wo Europa liegt. „Ich hatte Glück“, sagt er heute. „Ich habe zwei Elternpaare.“

Wenn er später im Hotelzimmer seine Eltern aus Mali anrufen wird, wird er sagen, dass er auf Reisen ist, er wird nach seinen Schwestern fragen, nach den Kühen und der Gesundheit seines Onkels. Seine malischen Eltern denken, dass er mit Computern arbeitet, auch wenn sie niemals einen Computer berührt haben. „Irgendwo stimmt das ja auch“, er lächelt.

Im Gespräch

Hamidou Tembine (rechts) diskutiert mit einem Kollegen während der Pause im Garten des Convention Centre.

Neue Freiheit

Es ist auch das Gemeinschaftsgefühl, das viele afrikanische Wissenschaftler von der Konferenz mitnehmen.

Ideenraum

Unter dem Kuppeldach des Convention Centre in Kigali versammelt sich Afrikas Wissenselite.





Seine französischen Eltern wissen, dass er drei Master gemacht hat, in Ökonomie, Mathematikwissenschaften und Informatik, sie kennen seine Universität, die berühmte École Polytechnique in Paris – und sie haben eine Ahnung, was er in New York macht, worum es bei seiner Forschung geht: dass er sich mit Staus beschäftigt, mit mathematischen Modellen, die den Verkehrsfluss berechnen und darüber hinaus vorhersagen können, wo sich der Verkehr drängt und wo nicht.

Seine Forschung ist wichtig, gerade für den afrikanischen Kontinent, auf dem Megacities entstehen und in den nächsten Jahren noch weiter wachsen werden. Im Jahr 2040 wird die urbane Bevölkerung größer sein als die Landbevölkerung auf dem Kontinent. Die Infrastruktur, die Wasserversorgung, der Zugang zu Elektrizität und auch der Verkehr müssen auf diese Menschenmassen ausgerichtet sein. Seine französischen Eltern sind beide Lehrer, er kann ihnen erklären, dass das *Next Einstein Forum* nicht nur dafür da ist, dass in Zukunft mehr Wissenschaftler aus Afrika kommen, sondern dafür, dass sie dort bleiben oder zumindest dorthin zurückkehren, sodass die

afrikanische Forschung auch dem Kontinent zugute kommt – und nicht nur Europa oder den USA. Tembine soll sich auch um die Staus in Lagos, Nairobi oder Accra kümmern, nicht nur um die in New York.

www.bosch-stiftung.de/nef-fellows

Die Video-Reportage über den besonderen Spirit des *Next Einstein Forums* in Kigali finden Sie auf unserer Website.

Aufwind für die Wissenschaft in Afrika

Das *Next Einstein Forum (NEF)* ist eine Initiative des African Institute for Mathematical Sciences (AIMS) und der Robert Bosch Stiftung. Ziel des Forums ist es, mehr Sichtbarkeit für afrikanische Topforscher zu schaffen und Afrika als Wissenschaftsstandort zu stärken. Das Format der *NEF Global Gatherings* entstand 2016: Damals kamen über 1200 Vertreter aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Medien nach Dakar zur bislang größten panafrikanischen Wissenschaftskonferenz. Sie findet nun alle zwei Jahre statt; auf Kigali 2018 folgt

Nairobi 2020. Neben dem *Next Einstein Forum* fördert die Robert Bosch Stiftung eine ganze Reihe von Projekten für die Wissenschaft in Afrika. Sie unterstützt beispielsweise das *African Science Leadership Programme (ASLP)* in seinem Anliegen, afrikanische Wissenschaftler in den Bereichen Management und Führung weiterzubilden. Mit dem Projekt *Script* für Wissenschaftsjournalisten will die Robert Bosch Stiftung die Berichterstattung über Wissenschaft in Afrika verbessern. Außerdem ist die Stiftung Partner des *Research College on Sustainable Cities*, eines afrikaweiten Forschungsverbunds, der interdisziplinäre wissenschaftliche Grundlagen für Urbanisierung und nachhaltige Stadtentwicklung in Afrika erarbeitet.

Eine neue Generation

Die Stipendiaten des Next Einstein Forums 2018 sind nicht nur die innovativsten Wissenschaftler ihres Fachgebietes, sondern auch leidenschaftliche Unterstützer Afrikas.

Peter Ngene, Chemiker



Wenn Peter Ngene durch Afrika reist, ist er immer wieder fasziniert: von der Hoffnung und der Widerstandskraft, die die Bevölkerung selbst in größter Armut ausstrahlt. Von dieser positiven Einstellung Afrikas kann der Rest der Welt lernen, so Ngene. Er wurde im Süden Nigerias geboren und lehrt heute an der Universität Utrecht. Sein Interesse an den Naturwissenschaften erwachte in der Schule, in der ihn ein Lehrer gezielt förderte. Er studierte Chemietechnik in Nigeria und promovierte in den Niederlanden mit einer Doktorarbeit, die von der Royal Dutch Chemical Society als beste seines Fachs ausgezeichnet wurde. Ngenes Forschungsziel ist es, neue Materialien zu entwickeln, um erneuerbare Energien aus Sonne und Wind zu speichern.

Aminata Garba, Ingenieurin

Aminata Garba wurde als Tochter eines Ingenieurs und einer Lehrerin in Niger geboren. „Egal, was euch im Leben passiert, eure Bildung kann euch niemand nehmen“, sagte ihr Vater oft. Heute ist sie Lehrbeauftragte am Institut für Elektrotechnik und technische Informatik an der Carnegie-Mellon-Universität in Kigali, außerdem führt sie als Direktorin das Kigali Collaborative Research Center. Garba studierte und promovierte in Kanada, dann trieb sie die Sehnsucht wieder auf den afrikanischen Kontinent. „Ich wusste immer, dass ich nach Hause kommen wollte“, erzählt sie. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der Schnittmenge zwischen Technologie und Politik. „Driving Innovation through Africa’s Digital Economy“ hieß das Panel, auf dem sie auf dem NEF saß, wie oft war sie die einzige Frau. Ihr macht es nicht viel aus: „Während meines Studiums waren die Männer in der Mehrzahl, ich bin es gewöhnt.“ Von den NEF-Stipendiaten sind 40 Prozent Frauen. „Der Wechsel wird kommen“, sagt Garba. Auch das ist eines der Ziele des NEF: Frauen zu fördern, die es in den oft patriarchalischen Strukturen noch schwerer haben als ihre männlichen Kollegen.



Yabebal Fantaye, Astrophysiker



In seinem zweiten Jahr an der Universität in Addis Abeba half der damalige Mathematik- und Physikstudent Yabebal Fantaye dabei, das zerstörte Teleskop des Instituts zu reparieren und bekam so die Gelegenheit, die Mondkrater des Erdtrabanten und Monde des Jupiters zu beobachten. Er war fasziniert, forschte weiter an den Himmelsobjekten und lernte, dass die Sternbilder Kepheus, Kassiopeia und Andromeda auch als äthiopischer König, Königin und Prinzessin bekannt waren. Das gab den letzten Anstoß, um sich ganz dem Kosmos zu widmen. Nach Studienaufenthalten in Triest und Oslo forschte der promovierte Kosmologe heute zu Ursprung und Ausbreitung des Universums am African Institute for Mathematical Sciences (AIMS) in Südafrika. Dort hat Fantaye den *Areté Junior Research Chair* inne, der zu einem Förderprogramm von AIMS und der Robert Bosch Stiftung gehört, das talentierte Mathematiker über fünf Jahre in ihrer Forschung unterstützt. Um mehr junge Menschen aus den unterschiedlichsten Disziplinen für die Astrologie zu begeistern, fuhr er gemeinsam mit Sozialwissenschaftlern, Modedesignern und Künstlern in einem Bus durch sein Land – „Astrobus Ethiopia“ hieß das Projekt. „Wir leben in einer unglaublichen Vielfalt, haben so viele Sprachen und Kulturen“, sagt Fantaye über seinen Kontinent. Von Afrika könne man lernen, auch bei großen Herausforderungen Ausdauer zu bewahren. Seine Vision: „Der Kontinent braucht eine Wirtschaft, die es den Bürgern erlaubt, über die einfachen Standards hinaus zu träumen.“

Sanushka Naidoo, Molekularbiologin

Afrika muss in seine Jugend investieren, sagt die Molekularbiologin und Pflanzengenetikerin Sanushka Naidoo und verweist auf die Verdoppelung der Bevölkerung innerhalb der nächsten 30 Jahre. Die Hälfte davon wird unter 20 Jahre alt sein. Naidoo wurde in einer Kleinstadt außerhalb Durbens in Südafrika geboren. Ihre Eltern, beide Lehrer, haben sie früh dazu ermuntert, Fragen zu stellen. Bereits in der Schule nahm Naidoo an Mathematik-Olympiaden teil und trat einem Tier- und Pflanzenclub bei. Eine Zeit, die prägend war: Sie erstellte ein komplettes Ökosystem auf dem Schulhof und unternahm Exkursionen im Hluhluwe-Imfolozi-Park nordöstlich von Durban. Heute forscht und lehrt Naidoo am Institut für Genetik an der Universität Pretoria. Die Wissenschaftlerin will durch das bessere Verständnis der Pflanzensysteme die Ernteerträge in Afrika verbessern. Ihr Fokus liegt dabei auf dem pflanzlichen Ökosystem von Eukalyptus und Pinien – und auf der Förderung ihrer Studierenden. Naidoo konnte bereits 20 Doktoranden betreuen und in ihrem erfolgreichen Abschluss begleiten.





„Was Afrika braucht, ist Frieden“

INTERVIEWS
Peter Browning,
Martin Petersen

ILLUSTRATION
Lisk Feng

Der Unternehmer und Stiftungsgründer Mo Ibrahim und der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler schildern ihre Visionen eines zukünftigen Afrikas – und nennen Schritte, die dorthin führen.

Herr Ibrahim, am *Next Einstein Forum* der Robert Bosch Stiftung in Ruanda nahmen zahlreiche an US-amerikanischen und europäischen Universitäten tätige afrikanische Wissenschaftler teil. Sie sind in Ägypten aufgewachsen und zum Studium nach Großbritannien gegangen. Welche Rolle spielte das für Ihren Erfolg?

Das war absolut entscheidend. Ohne meine Promotion und meine Forschungsarbeiten in Großbritannien hätte ich keinen Erfolg gehabt. Aber auch die Wahl einer Universität, an der Menschen unterschiedlicher Nationalitäten arbeiten und frei denken können, war wichtig. Ich habe Revolutionäre aus Simbabwe und Angehörige des ANC aus Südafrika getroffen. Interessanterweise habe ich in Europa mehr über Afrika gelernt, als das in Ägypten oder im Sudan möglich gewesen wäre.

Sie haben den Ibrahim Index of African Governance entwickelt, der zeigt, welche Länder gemäß bestimmten Kennzahlen am besten abschneiden. Haben Sie eine Vision davon, wie Afrika sich am effektivsten entwickeln könnte?

Gute Regierungsführung ist aus unserer Sicht die zentrale Frage, der große Elefant im Raum. Und da geht es entgegen der landläufigen Überzeugung nicht nur um Korruption. Es geht auch um die Bereitstellung von Diensten, darum, wie wir die Gesellschaft organisieren, wie wir mit Menschen umgehen. Es geht um Rechtsstaatlichkeit, Infrastruktur, menschliche Entwicklung. In Afrika gibt es unglücklicherweise einige Konflikte. Sie alle gehen auf schlechte Regierungsführung zurück: Diskriminierung von Minderheiten, Enteignung, Aberkennung von Rechten, Fremdenfeindlichkeit der Regierung. Wenn Menschen sich entrechtet fühlen und ihren Willen nicht über Wahlen durchsetzen können – was passiert dann? Sie greifen zu Waffen. Ist ein Konflikt erst entstanden, besteht keine Aussicht mehr auf Entwicklung. Was wir also in Afrika brauchen, ist Frieden. Außerdem müssen wir als Staaten zusammenarbeiten. Meiner Meinung nach war die Schaffung des gemeinsamen Markts die große Leistung der Europäischen Union. Afrika braucht so etwas noch mehr als Europa. Es gibt bei uns zu viele kleine Staaten, die Schwierigkeiten haben, in einer höheren

„Die Chance besteht in der Verbindung zwischen afrikanischen Staaten.“

Mo Ibrahim

Gewichtsklasse mitzuspielen. Umso bedeutsamer ist es für uns, zusammenzuarbeiten und uns gemeinsam mehr Gewicht zu verschaffen. Dafür bedarf es des politischen Willens der afrikanischen Politiker. Es bedarf einer aktiven, aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft. Denn gemeinsame Souveränität ist immer noch Souveränität.

Wo bestehen heute die größten wirtschaftlichen Chancen für Afrika?

In der Vergangenheit orientierte sich unsere Infrastruktur von den Minen bis zu den Häfen in erster Linie nach außen, hin zum Meer. Jede Kolonie lieferte einfach alles, was sie hatte, an die jeweilige Kolonialmacht. Die Chance besteht in der Verbindung zwischen afrikanischen Staaten. Derzeit beläuft sich der Anteil des Handels innerhalb von Afrika auf 18 Prozent [des gesamten Handelsvolumens]. Wieso nur 18 Prozent? In Europa hat der innereuropäische Handel einen Anteil von 50 Prozent. Unser größter Markt sollte Afrika sein.

Bis 2050 wird ein Fünftel der weltweiten Bevölkerung aus Afrika stammen. Was könnte unternommen werden, damit die junge Generation ihr Potenzial entfalten kann?

Dem Index zufolge gehört Bildung zu den wichtigsten Faktoren. Aber da liegt noch ein langer Weg vor uns. Wer baut die Infrastruktur in Afrika? Wer baut die Häfen für Schiffe und Flugzeuge, die Straßen, Telekommunikationsnetzwerke, all die Adern für Handel und Unternehmen? Die Menschen an die Universitäten zu bringen, ist alleine nicht ausreichend. Wir brauchen nicht so viele Menschen, die an Schreibtischen sitzen und Dokumente herumschieben. Wir brauchen Menschen mit Qualifikation. In manchen Ländern wie Ägypten verdient ein Klempner mehr als ein Anwalt.

Der Ibrahim Prize for Achievement in African Leadership ist der weltweit am höchsten dotierte Preis für eine Einzelperson. Dem ursprünglichen Konzept zufolge sollte er jährlich vergeben werden, seit 2007 wurden jedoch nur fünf Personen ausgezeichnet. Warum?

Nehmen wir an, der Preis ginge an europäische Staatschefs – könnte er jedes Jahr vergeben werden? Mit ihm sollen entschlossene Personen ausgezeichnet werden, die Änderungen bewirken und ihre Integrität bewahren. Schon zu Beginn haben wir gesagt, dass wir nicht davon ausgehen, dass wir den Preis jedes Jahr vergeben können, also seien Sie bitte nicht enttäuscht. Wir müssen unsere Standards aufrechterhalten, ansonsten verlieren wir unsere Glaubwürdigkeit.

Seine Werte zu haben, ist eine Sache. Der Versuch, sie zu verbreiten, eine andere. Was motiviert Sie?

Wir haben als menschliche Wesen Pflichten. Wir kommen auf die Welt und konsumieren, konsumieren, konsumieren. Was geben wir zurück? Was mich angeht: Ich war Unternehmer, ich war erfolgreich – und dann? Wenn ich in dieser Lebensphase ein oder zwei Dinge habe, die meinem Volk nutzen können, dann sollte ich sie geben. Worin liegt der Sinn, am Strand herumzuliegen und Champagner zu trinken? Das ist ein leeres Leben.



Mo Ibrahim wurde im Sudan geboren und studierte in Ägypten und Großbritannien. 1998 gründete er die Firma Celtel International, um Mobilfunknetze in Afrika aufzubauen und zu betreiben. Celtel wurde eine der erfolgreichsten Firmen Afrikas. Heute engagiert sich Ibrahim auf den Gebieten der wirtschaftlichen Entwicklung und guten Regierungsführung in Afrika. 2006 gründete er für diese Zwecke eine Stiftung, die Mo Ibrahim Foundation.

„Wir leben mit Afrika in einer Schicksalsgemeinschaft.“

Horst Köhler

Warum geht Afrika uns an, Herr Köhler? Auf der internationalen politischen Bühne gibt es derzeit doch große Herausforderungen genug: Brexit und die bröckelnde europäische Einheit, Provokateure wie Trump, Autokraten wie Putin und Erdogan.

Sie haben recht: Die internationale Ordnung bröckelt gewaltig. Ursache dafür ist nicht zuletzt, dass wir noch keine Antwort gefunden haben, wie nationale Politik in einem Zeitalter der globalen Interdependenz gestaltungsfähig bleiben kann. Natürlich kann man sich einigeln, wie das Populisten aller Couleur propagieren. Aber dadurch wird keine der großen Herausforderungen dieses Jahrhunderts gelöst. Tatsächlich leben gerade wir Europäer mit den Menschen unseres Nachbarkontinents Afrika in einer Schicksalsgemeinschaft. Es gibt keine gute Zukunft für Europa ohne auch eine gute Zukunft für Afrika.

Die Afrikapolitik der EU kreist in den letzten Jahren viel um die Bekämpfung von Fluchtursachen: Ist das nicht ein scheinheiliges, im Prinzip egoistisches Motiv? Halten Sie es für moralisch vertretbar?

Es wäre ein schwerer strategischer Fehler, unsere Zusammenarbeit mit Afrika auf die Flüchtlingsfrage zu reduzieren. Wir brauchen Afrika als Partner, nicht als Türsteher. Und wir sollten uns auch ehrlich machen, was „Bekämpfung von Fluchtursachen“ wirklich bedeutet, was kurzfristig geleistet werden kann und was nicht. Die Entwicklung Afrikas ist eine gigantische strategische Aufgabe für die ganze Welt. Da gibt es keine „quick fixes“, und die Lösungsbeiträge liegen auch nicht nur in Afrika. Zum Beispiel braucht Deutschland ein Einwanderungsgesetz, das Migration steuert und zu einem kreativen Austausch von Menschen und Ideen führt. Das Wort der „Fluchtursachenbekämpfung“ verschleiert wichtige Zusammenhänge. Ich weiß nicht, ob das unmoralisch ist, ich halte es aber politisch für nicht besonders klug.

Sie fordern einen Kulturwandel in der deutschen Afrikapolitik. 2050 soll der afrikanische Kontinent ein Fünftel der Weltbevölkerung stellen. Wie sollte vor diesem Hintergrund eine zukunftsweisende Afrikapolitik aussehen?

In Afrika wächst die größte Jugendgeneration der Menschheitsgeschichte heran. Wir müssen endlich die globale politische, ökonomische und ökologische Dimension dieser Herausforderung begreifen, anstatt Afrikapolitik auf dem Beifahrersitz der Entwicklungspolitik zu lassen. Der IWF hat berechnet, dass dort jährlich 18 Millionen Jobs für die Jugend geschaffen werden müssten! Glauben wir wirklich, ein „Weiter so“ reicht da aus? Anstatt hier und da eine Million mehr zu geben, müssen wir unsere gesamte Politik auf Herz und

Nieren prüfen: Tragen unsere Agrarpolitik, unsere Steuer-, Finanzmarkt- oder Handelspolitik wirklich zur Entstehung von Jobs und Einkommen in Afrika bei – oder erschweren sie das sogar? Ich habe keinen Zweifel, dass Afrika zu einem neuen globalen Wachstumspol werden kann. An günstigen Bedingungen dafür müssen vor allem Afrika und Europa gemeinsam arbeiten. Das verlangt ein intelligentes Zusammenwirken von Staat und Wirtschaft. Der von der Bundesregierung und der G20 initiierte „Compact with Africa“ weist hierfür in die richtige Richtung. Die deutsche Wirtschaft, also der Mittelstand wie auch Großunternehmen, sollte sich strategisch und proaktiv beim Aufbau neuer Wachstumsmärkte in Afrika engagieren. Das wäre vorausschauende Politik zur Sicherung von Wohlstand und Stabilität auch bei uns.



Horst Köhler ist promovierter Volkswirt und wurde 1976 Beamter im Bundeswirtschaftsministerium, später Staatssekretär im Bundesfinanzministerium. Nach seiner Zeit in der Bundesregierung war er u. a. Präsident der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung und wechselte 2000 als geschäftsführender Direktor zum Internationalen Währungsfonds. Von 2004 bis 2010 war Köhler Bundespräsident. Er gilt als großer Afrikakenner und setzt sich auch heute noch in verschiedenen internationalen Ämtern für eine bessere Partnerschaft mit Afrika ein.



„Wir haben keine Angst vor unseren Träumen“

TEXT
Eva Wolfangel
FOTOS
Ériver Hijano

Eine junge, energiegeladene Generation will Afrika verändern: Die Afropreneurs nutzen dazu modernste Technik. Zu Besuch bei Joseph-Olivier Biley, der mit Drohnen und künstlicher Intelligenz die Landwirtschaft revolutionieren will.



B

en hält den sperrigen Koffer mit beiden Händen vor sich wie einen Käfig mit einem sehr seltenen Tier darin. Er trägt ihn vorbei an der Gummifabrik mit ihren schmutzigen weißen Wänden. Der stechende Geruch des heißen Gummis legt sich wie ein Schleier über die Kautschuk-Plantage Tropical Rubber Côte d'Ivoire, kurz TRCI, aber Ben bemerkt ihn kaum. Er trägt seine wertvolle Fracht vorbei an den Setzlingen rechts des Wegs und den Jungbäumen von der Größe eines Kindes, vorbei am Fußballplatz der Kautschuk-Plantage, auf dem Kinder für die nationale Liga trainieren, bis hin zum kleinen Weg, der in das Dickicht der großen Bäume führt. Sie verbreiten verlockenden Schatten, ein riesiger, dunkler Wald. Aber Ben spürt die Hitze nicht, die durch sein schwarzes Shirt auf der Haut brennt. Der junge Mann stellt den Koffer sanft ab, öffnet ihn, nimmt einen Rotor heraus, pustet sorgfältig auf das Gewinde und betrachtet ihn genau von allen Seiten durch seine Brille mit den roten Drahtbügeln. Es folgen weitere Rotoren und eine Drohne, an der er vorsichtig einen Rotor nach dem anderen befestigt.

Der Fußballplatz ist längst verlassen, Kinder strömen von allen Seiten auf den jungen Mann zu, der kaum älter ist als die ältesten unter ihnen und der inzwischen so konzentriert über einer Liste arbeitet, dass er den Trubel um sich herum kaum wahrnimmt. „Stelle sicher, dass die Propeller gut befestigt sind“ – Ben hakt das Kästchen ab. Es folgen Häkchen für „Teste, ob die Speicherkarte funktioniert“, „Schau, ob die Batterie des Controllers geladen ist“, „Überprüfe die Einstellungen der Smartphone-App“ und schließlich, als er das Gerät vorsichtig auf dem sandigen Boden abstellt, „Wähle eine gute Start-Oberfläche aus“. Und noch während er „Flugvorbereitung abgeschlossen“ in sein Headset spricht, beginnen die Rotoren zu summen, das Summen wird immer lauter, Sand spritzt in alle Richtungen, die Drohne hebt ab. Ben schaut ihr noch lange nach, dann dreht er sich zu den Kindern um und lächelt stolz.

Es scheint, als wolle er sagen „seht her, was möglich ist, kämpft für eure Träume“ – denn das hat er getan, seit er denken kann. Und als vor einem halben Jahr ein echter Unternehmer an seine Schule kam und sich mit ihm treffen wollte – da spürte er, dass nun sein Traum tatsächlich in Erfüllung gehen könnte: als Entwickler modernster Technik voranzutreiben und damit seinem Heimatland zu helfen.

Seither arbeitet der schweigsame junge Mann für das Start-up WeFly Agri, und seither startet er hier, in dieser riesigen Kautschuk-Plantage Drohnen für ein besseres Leben. „Hier kann ich etwas verändern“, sagt er. Mithilfe der Technik will er die von Problemen gebeutelte Landwirtschaft in seiner Heimat effizienter machen, damit mehr Menschen von ihr leben können und damit letzten Endes auch mehr Menschen in der Welt essen können. „Wir Jungen sind die Gegenwart Afrikas, nicht die Zukunft“, sagt er, fast ein bisschen trotzig.

Die Drohne absolviert über den Köpfen der Kinder eine ausgeklügelte Flugroute, alle zwei Sekunden schießt sie ein Foto und sammelt so nach und nach Material für eine detaillierte Karte der gesamten Plantage, ein riesiges Gelände, das kein Mensch überblicken kann – zumindest nicht von unten, vom Boden aus.

Die Perspektive vom Boden aus war das Schlüsselerlebnis für Bens Chef Joseph-Olivier Biley, den Gründer von WeFlyAgri, der 2017 als 24-Jähriger mit zwei Bachelor-Abschlüssen in Marketing und Finanzen und einem Master in Management voller Energie aus dem Silicon Valley in sein Heimatland zurückkam. Er sah überall Probleme – und jedes einzelne sah er als Chance. „Jedes Problem hat eine Lösung“, sagt er auf dem Weg durch die Plantage. Auch jenes, das er eines Tages mit seinem Vater erlebte und das Vater und Sohn nach einer langen Zeit der Distanz wieder zu einem Team machte.

Perspektivwechsel

Mit dem Blick von oben durch die Drohne, sagt Biley, lassen sich lang existente landwirtschaftliche Probleme lösen.

Afropreneur

Joseph-Olivier Biley kehrte nach dem Studium in die Elfenbeinküste zurück: „Hier kann ich das Spiel noch verändern.“



Wegen des Kriegs in seiner Heimat hatte der Sohn einige Jahre in Frankreich verbracht, immer allein mit der Mutter, stets den Vater vermissend. Zum Schulabschluss kam er schließlich zurück, um dann für sein Studium nach Paris, London und Chicago zu reisen. In Paris wurde Biley als einer der acht besten Studierenden des Business College für den Master in San Francisco ausgewählt, wo er in Gründergeist badete. Er hätte im Silicon Valley bleiben können, „aber wieso hätte ich das tun sollen?“, fragt er beinahe empört. „Hier kann ich das Spiel noch verändern.“ Wozu Zeit verschwenden in Europa oder Amerika – „in Unternehmen, die nicht unsere Probleme haben?“ Probleme wie das, das sich vor den Füßen seines Vaters auftat, als er erstmals nach zwei Jahren wieder eine seiner Plantagen besuchte. Sie lag im Norden des Landes, vier Fahrtstunden von Abidjan entfernt, wenn die Straßen frei sind. Der Vater hatte regelmäßig mit dem Vorarbeiter telefoniert, und der hatte ihm stets versichert, dass alles gut laufe. Der Vater hatte Geld geschickt. Und Dünger. Doch statt der erhofften grünen Oase fand er ein braunes Stück Land vor, die Pflanzen waren eingegangen. Was eine Schmach vor dem eigenen Sohn!

So wie Bileys Vater geht es vielen Grundbesitzern in der Elfenbeinküste: Sie schaffen es nicht, ihre Felder zu kontrollieren. Große Flächen liegen brach, weil die Investition in eine Bewirtschaftung teuer und riskant ist. „Wenn wir mehr Menschen davon überzeugen können, zu investieren, entstehen Arbeitsplätze auf den Plantagen“, so Bileys Idee. Vor allem habe sein Land im Gegensatz zu Europa mit seiner effizienten Landwirtschaft noch Potenzial. „Die Weltbevölkerung wächst, wir haben die Verantwortung, die Menschen zu ernähren – und wir haben die Fläche dazu!“

Die Rückfahrt von der Plantage des Vaters verlief schweigsam, bis auf eine Frage des Sohnes: „Wie wäre es, wenn du diese Plantage aus der Ferne besuchen könntest?“ „Ich wäre dein erster Kunde.“ Und seither arbeitet Joseph-Olivier Biley an dieser Vision: Drohnen erstellen eine exakte Karte der Plantage, die sowohl



den Stand der Arbeiten als auch mögliche Pflanzenkrankheiten zeigt. Plantagenbesitzer können mittels virtueller Realität von jedem Ort der Erde aus durch ihre Plantage „fliegen“. Sie könnten sicherstellen, dass ihre Pflanzen wachsen und gedeihen.

Umgeben von Arbeitern in lila und blauen Anzügen steht Yao Boue Justin, der Manager der TRCI-Plantage, unter den riesigen Bäumen und schaut, wie die Arbeiter einen Baum nach dem anderen anritzen und kleine Eimer aufhängen, in die aus der Rinde zäher weißer Saft tropft: der Rohstoff für Gummi. Der Plantagenleiter scrollt ratlos durch eine endlose Reihe Fotos von Bäumen in WhatsApp. „Wie soll ich da durchblicken?“, fragt er. Die Arbeiter meinen es gut, sie informieren ihren Boss bei jedem Problem, bei jeder Frage und schicken Fotos mit wortreichen Beschreibungen, wo dieser und jener Baum zu finden ist. Das alles soll einfacher werden dank Bileys App, die Fotos automatisch mit exakten Geodaten verknüpft: Justin wird in Zukunft direkt zu den fraglichen Bäumen fliegen können, nur mit einem Headset und ohne sein Büro zu verlassen.

„Ich habe das alles erst mal für einen Witz gehalten“, sagt der Manager der drittgrößten Kautschuk-Plantage der Welt, 1415 Hektar groß, 600 Arbeiter, eigene Schulen, Geschäfte, Fußballplätze, ein ganzes Dorf unter Kautschuk-Bäumen und eine Fabrik, die täglich 160 Tonnen produziert. Er erinnert sich gut, wie Joseph-Olivier Biley, der Sohn des TRCI-Präsidenten, eines Tages in seinem Büro stand, ein junger Technik-Nerd mit Ray-Ban-Sonnenbrille, Gucci-Uhr und Nike-Turnschuhen. Sein Outfit ließ es nicht vermuten, doch der junge Mann kannte sich erstaunlich gut mit den Problemen der Plantagen aus. Auf den Bildern, die ihm Biley bei einem zweiten Treffen zeigte, entdeckte Justin eine Pflanzenkrankheit, die vom Boden aus nicht zu sehen war. „Das hat mich überzeugt, denn so konnten wir früh eingreifen, das hat uns viel Ärger erspart.“ Für einen Witz hält der Manager das Ganze schon lange nicht mehr.

Es ist noch viel mehr möglich, davon ist Biley überzeugt. In Zusammenarbeit mit der Kooperative Union, die Kleinbauern vereinigt, die neben



„Wir haben die Verantwortung, die Menschen zu ernähren – und wir haben die Fläche dazu!“

Export-Produkten wie Kautschuk, Palmöl und Kakao auch Essen für den lokalen Markt anbauen, will der Start-up-Gründer eine möglichst breite Datenbasis bekommen. „Wir stellen den Kleinbauern unsere App kostenlos zur Verfügung“, so Biley. „Dank der Daten und deren algorithmischer Auswertung können die Kleinbauern voneinander lernen und effizienter pflanzen.“ Im Gegenzug lernt der dahinter liegende Algorithmus aus allem, was die Bauern tun: Wie viel Dünger hat zu welchem Ergebnis geführt? Was gegen welche Krankheit geholfen? Was ist der perfekte Erntezeitpunkt? Wie schlimm war dieser Sturm und jenes Unwetter? Es gibt noch viel zu optimieren.

Nachdem er seinen Vater und den Plantagen-Manager Justin überzeugt hatte, brach Biley gleich am nächsten Tag auf, um an den besten Schulen seiner Heimatstadt Abidjan die besten Schüler zu bewegen, seine Mitkämpfer zu werden – einer davon war Ben.

Der Tag, an dem Bens Traum wahr werden sollte, hatte ganz normal begonnen. Wie so oft hatte der stille Halbweise, dessen Vater im Bürgerkrieg gefallen ist, in der Mittagspause auf seinem Bett im Internat gesessen

Virtuelle Realität
Manager Yao Boue Justin (linke Seite) kann sich ab sofort selbst ein Bild machen, wenn ein Arbeiter einen kranken Baum meldet.

Jung, klug, idealistisch
Die talentiertesten jungen Leute im Land zu halten, wie diese beiden Software-Experten, ist erklärtes Ziel Bileys.

und an einem Roboter gebaut. Er war an dieser Schule gelandet nach einem Muster, das sich in seinem Leben mehrmals wiederholt hat: Ein Lehrer ruft die Mutter an. „Ihr Sohn ist begabt, Sie sollten ihn fördern.“ Die Mutter, alleinerziehende Sekretärin, fragt Ben: Was willst du machen? Und der sagt: Elektronik! So landete er nach der Grundschule auf einer Mittelschule, die auf Elektronik spezialisiert ist, und seine Mutter kratzte alles Geld zusammen, um ihm nebenbei die Elektronik-Abendschule zu finanzieren. Die Erlösung kam mit dem Internat: Die begabtesten Schüler erhalten ein staatliches Stipendium, es gab sogar Taschengeld. „Da ist einer, der will die besten Schüler kennenlernen, komm schnell!“, rief Bens Bettnachbar an jenem Mittag ins Zimmer. Kurz darauf stand Ben vor diesem „Mr. Biley“ – wie er ihn heute noch ehrfürchtig nennt, obwohl sich alle in der Firma mit Vornamen ansprechen. „Du bist also einer der Besten hier?“ „Das weiß ich nicht, aber eines kann ich versprechen: Ich kann alles bauen, was mit Technologie und Elektronik zu tun hat.“ Keiner der Lehrer und Schüler widersprach. Ein Handschlag, und Ben war eingestellt.

Seit seinem Abschluss steht er täglich um vier Uhr auf, drängelt sich in einen der unzähligen Kleinbusse, die die staubigen Straßen Abidjans entlangrauschen, um gegen sechs Uhr im Büro zu sein. Angekommen, atmet er erst mal durch – so wie heute, am Tag nach dem Plantagen-Besuch: Die blühenden Bäume duften, der Garten von Bileys Eltern ist schön schattig, und im Pavillon, in dem Biley ein kleines Großraumbüro eingerichtet hat, brummen eine Klimaanlage und fünfzehn Computer. Vor den Computern sitzen und stehen lauter junge Männer. Wie Daniel, der eine digitale Karte aller Plantagen konstruiert und an „einem Google für Landwirtschaft“ arbeitet, Roland, der junge Android-Entwickler, der die perfekte App entwickeln will, Aekson, ein junger Luft- und Raumfahrt-Ingenieur aus Sambia, der eine eigene Drohne konstruiert, und Paulin aus einem kleinen Dorf im Süden, der innerhalb von drei Monaten vom Praktikanten zum Chief Technology Officer aufgestiegen ist. Während sein Großvater als Kleinstfarmer vom eigenen Anbau



„Wow, das ist nicht virtuelle Realität, das ist Realität!“

Drohnenexperten

Bens Traum war es, seiner Heimat mit modernster Technologie zu helfen. Nun geht es an die Umsetzung (Ben links).

lebte, findet Paulin: „Wir müssen die Welt ernähren, wir haben die Verantwortung, es besser zu machen als unsere Eltern und Großeltern.“ Die Sehnsucht, ihre Heimat zu verändern, ist bei jedem Einzelnen zu spüren.

Ben gesellt sich hinzu und schraubt an der Drohne, einem Modell des Marktführers DJI. Der Sand setzt den Rotoren zu, der Akku hält nicht besonders lange. Das alles will Ben ändern. Gemeinsam mit Aekson debattiert er die Details der Drohne, deren Bauteile demnächst aus einem

3-D-Drucker kommen werden, die erste WeFly-Agri-Eigenentwicklung.

Am nächsten Tag präsentieren Biley und Paulin draußen in der Plantage dem Manager Justin ihre neuesten Ideen. Ben und Aekson kauern währenddessen vor dem Büro am Boden und füttern den Laptop mit den aktuellsten Bildern. Immer wieder kommen Arbeiter vorbei und scherzen mit den jungen Männern, die schon so oft hier waren, dass sich Freundschaften ergeben haben. Dann packt Ben das VR-Headset aus, und die Arbeiter „fliegen“ einer nach dem anderen durch die Plantage. „Wow, das ist nicht virtuelle Realität, das ist Realität!“, ruft einer aus, den hier alle nur „Dr. Rubber“ nennen: Er arbeitet seit 30 Jahren auf der Plantage. „Das wird junge Leute dazu bringen, zu investieren“, sagt er beeindruckt, „das sichert unsere Jobs!“

Diese Begeisterung für das Neue spürt Biley auch bei seiner Generation. „Wir sind Afropreneurs“, sagt er, „Menschen, die ihre Heimat Afrika lieben und die keine Angst vor ihren Träumen haben, sondern sie umsetzen.“ Dass er richtig liegt mit seinem Gefühl, habe er auf dem Changemaker-Treffen 2017 in Dakar gemerkt, für das er ausgewählt wurde. Die von der Robert Bosch Stiftung geförderte Initiative vernetzt junge Menschen, die an innovativen Lösungen für soziale, ökologische oder gesellschaftliche Probleme in ihrem direkten Umfeld arbeiten (s. Infokasten). Menschen, deren Antrieb zentrale Anliegen der Entwicklungszusammenarbeit berührt, die sich gegenseitig weiterbringen wollen in der Frage: Was hilft dem Kontinent und seinen Menschen? Die Changemaker-Treffen sind ein Ort zum Austausch von gesellschaftlichen Visionen. „Da waren lauter Leute wie ich – Menschen, die etwas verändern wollen“, sagt Biley. Das habe ihm Mut gemacht. Beinahe täglich hört er von seinen Mitstreitern in einer Whatsapp-Gruppe. „Wenn ich Unterstützung brauche, wo auch immer in Afrika: Ich habe überall Gleichgesinnte.“ Vom Austausch im Kreis der gesellschaftlich engagierten Changemaker profitiert er, auch in Fragen rund um sein Start-up.

Die Rückfahrt ins Zentrum von Abidjan zieht sich. Quälend langsam schiebt sich eine riesige Kolonne aus Fahrzeugen vorbei an unzähligen

Buden, an denen Menschen Hähnchen grillen und feilbieten und Kleidung nähen aus bunten Stoffen. Ben gähnt. Auf dem Beifahrersitz sitzt Biley, schaut auf seine Uhr und seufzt: Zwei Stunden sind vergangen seit dem Aufbruch von der Plantage, und jetzt geht gar nichts mehr. „Darum arbeiten wir“, wendet er sich aufmunternd an seine Kollegen. Jeder Stau bestätigt ihn in seiner Mission.

„Kein Mensch kann jeden Tag seine Plantage besuchen“, sagt er, die Infrastruktur ist einfach zu schlecht.

„Lasst mich hier raus, ich hab's nicht mehr weit“, sagt Ben schließlich und verschwindet zwischen kaputten Autos und Lastwagen, unter denen Menschen mit Schweißgeräten kauern und versuchen, diese zu reparieren, dahinter verfallene oder nie fertig gewordene Häuser. In den dicken grauen Abgas-Schwaden eines Lkw wird der schmale Mann schnell unsichtbar. Seine Gegenwart und seine Zukunft, sein altes und sein neues Leben – sie sind ein Kontrast.

Changemaker Xchange

Das Projekt *ChangemakerXchange* ist eine gemeinsame Initiative der Robert Bosch Stiftung und der Non-Profit-Organisation Ashoka. *ChangemakerXchange* steht für den internationalen Austausch zwischen jungen Menschen aus Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, die an innovativen Lösungen für soziale, ökologische oder gesellschaftliche Probleme in ihrem direkten Umfeld arbeiten. Das Programm richtet sich an 18- bis 30-jährige soziale Veränderer aus Europa, der MENA-Region, Asien und Afrika.

Auf fünftägigen Austauschtreffen vertiefen die Teilnehmer ihr Wissen und entwickeln ihre Initiativen und sozialen Geschäftsmodelle weiter. Sie vernetzen sich, gewinnen im Dialog mit den anderen neue Impulse und starten anschließend gemeinsame Projekte. Besonders innovative Projektideen werden im Anschluss an das Zusammentreffen finanziell und ideell gefördert. Seit 2012 haben 370 Changemaker aus 78 Ländern teilgenommen. 150 Kooperationsprojekte wurden bislang erfolgreich durchgeführt und damit rund 100.000 Menschen erreicht. Mit 13 weiteren Summits im Jahr 2018 wachsen das Changemaker-Netzwerk und dessen Wirkung stetig.

Wie Joseph-Olivier Biley setzen viele weitere Changemaker auf moderne Technik, um ihr Umfeld positiv zu verändern. Einige Beispiele sind:

Derrick Hosea Opio aus Uganda, der mit seinem Projekt OneLamp mittels Solartechnologie sauberes Licht für eine Million Ostafrikaner bis Ende 2020 schaffen will, um chronische Krankheiten zu reduzieren, die durch die giftigen Ausdünstungen der Kerosinlampen entstehen. Sein Vertriebsmodell basiert auf Mobilfunktechnologie, die auch in unzugänglichen Gebieten Afrikas weit verbreitet ist.

Richard Yoni Ashaba aus Uganda, der eine Datenunterstützungsplattform für Mikroversicherer schaffen will, die mit Kleinbauern in Uganda zusammenarbeiten. Beide Gruppen sollen genaue Wettervorhersage- und Risikoanalysedaten erhalten.

Fabrice Iranzi aus Burundi, der eine Medienplattform entwickelt, die es den Menschen im Land ermöglicht, ausgewogene Informationen zu erhalten, Nachrichten zu überprüfen und ihre Ansichten frei auszutauschen.

Khalid Machchate aus Marokko, der mit Skillearn, einer digitalen Plattform, Bildung interaktiver, spannender und erschwinglicher machen will und Lernende mit passenden Experten verknüpft.

GESPRÄCH
Eva Wolfangel

FOTOS
Daniel Hofer

Bitte nicht helfen?



Hanna Tetteh

ist ghanaische Rechtsanwältin und Politikerin. Sie war Ministerin für auswärtige Angelegenheiten und regionale Integration der Republik Ghana. Tetteh ist Fellow an der *Robert Bosch Academy* in Berlin. Der Aufenthalt bietet den Fellows den Freiraum, sich jenseits ihrer regulären Aufgaben in Themen zu vertiefen und sich mit europäischen Entscheidungsträgern auszutauschen.



James Shikwati ist mehrfach ausgezeichnete(r) Experte(r) für wirtschaftliche Entwicklung in Afrika. Er ist Gründer des Inter Region Economic Networks (IREN), einem Think-Tank zur Entwicklung innovativer Strategien für die Verbesserung der Lebensqualität in Afrika und sitzt mehreren Kuratorien vor. Er ist ebenfalls Fellow an der *Robert Bosch Academy*.

Mehr als 4000 Milliarden Euro wurden seit den Sechzigerjahren in den afrikanischen Kontinent investiert, nachhaltig verbessert hat sich die Lebenssituation der Menschen nicht. Um wirtschaftlich stärker zu werden, braucht Afrika Kapitalismus und ein selbstbewusstes Branding, sagt der Ökonom James Shikwati. Die Wirtschaftspolitikerin Hanna Tetteh dagegen warnt vor Gleichmacherei.

„Diese Hilfe hilft nicht.“

James Shikwati

Frau Tetteh, Herr Shikwati, was hat Entwicklungszusammenarbeit bisher erreicht?

Tetteh: Sie hat de facto wenig erreicht, was auch daran liegt, dass die Ziele der Geber nicht immer mit den Prioritäten der Nehmer übereinstimmen. Deshalb halte ich Maßnahmen wie die Debatte um einen Marshallplan für Afrika oder die G20-Partnerschaft mit Afrika für wesentlich zielführender, weil sie Investitionsmöglichkeiten für den privaten Sektor unterstützen und den Aufbau von Infrastrukturen.

Herr Shikwati, ich nehme an, Sie teilen diese Ansicht?

Shikwati: Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen: Der Hilfe-Gedanke der Entwicklungshilfe ist falsch, denn sie ist alles andere als eine Hilfe. Sie zementiert problematische Verhältnisse, sie hält Afrika in einem Status quo fest, der keine Bewegung zulässt. Die klassische Entwicklungszusammenarbeit hat nichts Grundlegendes verändert. Diese Hilfe hilft nicht.

Können Sie an einem Beispiel erklären, welche Verhältnisse aus Ihrer Sicht zementiert werden?

Shikwati: Nehmen wir das Beispiel Uganda und den Anbau von Vanille. Europäische Unternehmen kaufen in Uganda ein Gramm Vanille für einen Euro. Dann wird sie in deren Ländern weiterverarbeitet, und schließlich für 345 Dollar weiterverkauft. Diesen Wertschöpfungsprozess, der in Europa aus einem Dollar 345 macht, diesen Prozess verweigert ihr Europäer Afrika. Das verhindert Wachstum. Genauso auf dem Smartphone-Markt: Anstatt nur die Rohstoffe in Afrika zu kaufen, könnte ein ganzes Smart-

phone dort produziert werden – das wäre echte Transformation. Aber so kann kein globaler Markt entstehen, denn wem geholfen wird, der hat eine schlechte Verhandlungsposition.

Wo muss man ansetzen, um das zu ändern?

Tetteh: Was in Europa häufig übersehen wird: Afrika ist ein Kontinent, kein Land. Deshalb gibt es überall viele verschiedene Probleme. Wenn ich meine Region in Ghana anschau, dann sehe ich, dass dort beispielsweise nur 40 Prozent der Menschen Zugang zu Elektrizität haben. Wie sollen sie da jemals Mehrwert erwirtschaften? Wer also ist verantwortlich, in die Infrastruktur zu investieren? Die Regierung natürlich, die Politik. Nun ist es aber so, dass in Ghana beispielsweise 50 Prozent der Bauern gerade so viel anbauen, wie sie zum Überleben brauchen. Woher sollen dann die Steu-

ern kommen, mit denen der Staat in Infrastruktur investieren kann?

Das klingt nach einem Teufelskreis, der kaum zu durchbrechen ist: Die fehlende Infrastruktur hindert Menschen daran, mehr zu erwirtschaften, als sie selbst benötigen, und damit Steuern zu zahlen. Und die fehlenden Steuern hindern den Staat daran, in Infrastruktur zu investieren, was wiederum die Menschen hindert ...

Shikwati: Ja, aber dieser Teufelskreis ist menschengemacht, und deshalb können wir ihn auch stoppen. Er entsteht aus der Beziehung zwischen Afrika und Europa. Wenn beispielsweise ein Geber dazu beiträgt, dass alle Kinder bis fünf Jahre in einem afrikanischen Land gegen die gefährlichsten Krankheiten geimpft werden und damit die Kindersterblichkeit senkt, klingt das erst mal gut. Aber solche Aktivitäten führen dazu, dass die Regierungen es zu einer Priorität machen, Anträge auf Hilfe zu stellen – anstatt endlich selbst die Verantwortung dafür zu übernehmen. Hier muss sich auch die Mentalität ändern, das ist kein einfaches Thema.

In welchem Sinne meinen Sie, dass sich die Mentalität ändern muss? Ist es eine Frage der Kultur?

Shikwati: Ich glaube, es geht mehr um eine Strategie des Selbstbewusstseins. Zwischen Europa und den USA gibt es beispielsweise wirtschaftliche Zusammenarbeit und entsprechende Freihandelsabkommen wie TTIP. Doch das ist nicht ungefährlich, ich sehe hier die Notwendigkeit für einen Plan B: Wenn die USA beispielsweise auf einmal der Meinung sind, wir brauchen dieses oder jenes Produkt aus Europa nicht mehr, und plötzlich die Zölle enorm erhöhen, dann ist das ein Problem für Europa. Der Plan B könnte lauten: Es gibt einen Markt in Afrika, der noch wenig bestückt ist. Von daher finde ich, dass dieser Hilfsgedanke nicht nur aus philosophischen Gründen falsch ist oder aus dem Gedanken heraus, dass Afrika am Markt partizipieren muss, sondern auch aus strategischen Gründen: Europa sollte



ein Eigeninteresse an einer starken afrikanischen Wirtschaft haben.
Tetteh: Da stimme ich zu: So wichtig es ist, die Kindersterblichkeit zu verringern, so wichtig ist es, dass unsere Regierungen Verantwortung übernehmen. Wo ich nicht ganz zustimmen kann, ist diese Idee des „Brand Africa“, die hier anklingt.

Das würde ich gerne genauer wissen: Afrika zu einer Marke machen? Das klingt doch erst mal nicht so falsch...

Tetteh: Das aufstrebende Afrika ist ein Klischee..

Shikwati: Lassen Sie es mich erklären: Viele entwickelte Länder, die wirtschaftlich erfolgreich sind, haben sich zu einer Marke gemacht. Beispielsweise die USA mit ihrem „American Dream“. Das lockt Arbeitskräfte und Kapital, damit werden Phänomene möglich wie das Silicon Valley. Wenn man hingegen schaut, wie Menschen in Europa Afrika wahrnehmen, dann kommt man auf Kriege, Gewalt, schlimme Krankheiten – und diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Dabei gibt es in den USA nahezu täglich tödliche Schießereien. Aber Amerika hat an seinem Branding gearbeitet: Keiner nimmt deshalb davon Abstand, in die USA zu reisen. Wenn es hingegen in Nairobi eine Schießerei gibt, gibt es gleich eine Reisewarnung. Wenn wir uns einig sind, dass Afrika Plan B sein kann, dann müssen wir jetzt an unserer Marke arbeiten.

„Eine noch so gute PR-Kampagne bringt nichts, wenn die Substanz nicht da ist.“

Hanna Tetteh



Sie sehen das anders, Frau Tetteh?

Tetteh: Ironischerweise genau hier in Berlin hat 1884 die Berliner Konferenz getagt, in der Afrika unter den europäischen Ländern in Kolonien aufgeteilt wurde – ohne Rücksicht auf gewachsene ethnische Strukturen. Diese Sphäre europäischen Einflusses spüren wir bis heute: In Kenia beispielsweise sind 70 Prozent der großen Steuerzahler britische Unternehmen. Sie beeinflussen natürlich die Politik. Ich stimme zu, dass es wichtig ist, dass das Bild von Afrika besser wird. Aber der Weg darüber, uns als ein einheitliches Afrika zu definieren, den finde ich falsch. Wir sind 55 sehr verschiedene Staaten, und die Integration verläuft meiner Meinung nach erfolgreicher und besser über die regionalen ökonomischen Gemeinschaften, in denen sich Regionen teils sehr erfolgreich zusammengeschlossen haben: von der erleichterten Einreise über Zollfreiheiten bis hin zu gemeinsamen Investitionen.

Aber inwiefern spricht das gegen ein gemeinsames afrikanisches Branding, eine positive Markenbildung?

Tetteh: Wir sollten zuerst an den Inhalten arbeiten: Eine noch so gute PR-Kampagne bringt nichts, wenn die Substanz nicht da ist. Aber die ganzen Werkzeuge, die wir gerade verhan-

deln, von einem Marshallplan für Afrika über verschiedene andere politische Instrumente – diese Debatten dürfen keine Elitediskussionen bleiben. Auch die Bevölkerung muss sich damit identifizieren, wir brauchen Beteiligung von allen.
Shikwati: Die Geschichte zeigt, dass es immer eine interessierte Partei braucht, die dafür sorgt, dass diese Pläne umgesetzt und die Werkzeuge genutzt werden. Wir brauchen eine schnelle Transformation, und in meinen Augen muss diese von den privaten Unternehmen eingefordert werden, und die Regierungen folgen. Erst wenn ein Unternehmen beispielsweise aus Europa an Grenzen stößt, weil es in einem afrikanischen Land nicht investieren kann, es aber unbedingt möchte, nur dann ändert sich wirklich etwas. Es beunruhigt mich, wenn Hanna sich so sehr auf die offiziellen Verträge und die Politik verlässt. Ich habe wenig Vertrauen in die Politik.

Frau Tetteh, was ist das Problem mit der Politik in Afrika, dass Menschen wie Herr Shikwati das Vertrauen in den Staat verloren haben?

Tetteh: Nicht jedes afrikanische Land hat die gleiche Politik, auch hier gibt es kein „one fits all“. Es gibt in Afrika Staaten, die nahe an einer Diktatur sind, und es gibt ebenso sehr lebendige Demokratien. Wir müssen diskutieren, wie wir mehr zivilgesellschaftliche Beteiligung erreichen, denn das erhöht den Druck auf Politiker, ihre Sache gut zu machen: Wenn die Bevölkerung ihnen immer wieder auf die Füße tritt und nachfragt, merken sie, dass sie sich anstrengen müssen, wenn sie wiedergewählt werden wollen. Konkurrenzfähige Demokratien sind aus meiner Sicht die Lösung für die genannten Probleme.

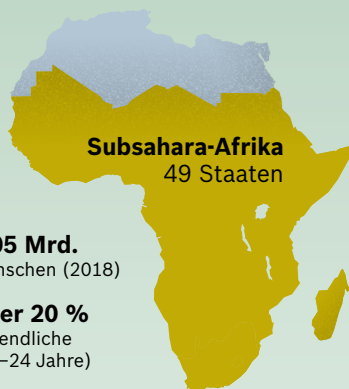
Shikwati: Menschen müssen etwas zu verlieren haben, um sich positiv in die Politik einzumischen. Es braucht Unternehmen, die in Afrika investieren und die mit ihrer Präsenz dafür sorgen, dass sich Strukturen ändern.

Frau Tetteh, Herr Shikwati, vielen Dank für das Gespräch.

Bildung bestimmt über

Afrika ist der Kontinent mit dem größten Bevölkerungswachstum und einem hohen Anteil junger Menschen. Der Bedarf an guter Bildung ist dort schon heute groß und ungedeckt, in 20 Jahren wird er riesig sein. Damit kommen enorme Aufgaben auf die Region zu. Die Initiative *Education Sub Saharan Africa (ESSA)* hat sich zum Ziel gesetzt, den

Bildungssektor im Afrika südlich der Sahara dabei zu unterstützen – vor allem indem sie Zusammenarbeit zwischen Akteuren im Bildungsbereich anstößt. Es warten Herausforderungen auf allen Gebieten, von der vorschulischen Bildung bis zum Hochschulsektor. Wirklich hilfreiche Angebote in den einzelnen Ländern sind häufig noch nicht erfasst.



1,05 Mrd.
Menschen (2018)

Über 20 %
Jugendliche
(15–24 Jahre)

Arbeitsmarkt

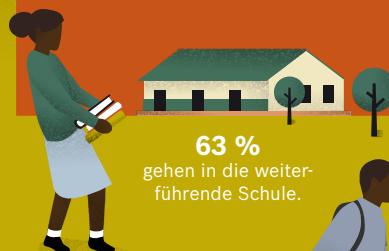
19,4 % der Unternehmen sehen unzureichend gebildete Arbeitskräfte als Problem.

Es gibt hierbei große Unterschiede innerhalb Subsahara-Afrikas:

53,7 %	Tschad
51,5 %	Republik Kongo
40,8 %	Tansania
5,7 %	Nigeria
3,4 %	Äthiopien
1,2 %	Eritrea

Schulbildung

Der Bildungsweg ist für viele Menschen in Subsahara-Afrika kurz. Besonders der Hochschulsektor ist auf den Bevölkerungsanstieg kaum vorbereitet.



Korruption

80 Prozent der Bildungsausgaben fließen Schätzungen zufolge in Lehrergehälter. Doch ein großer Teil davon wird an „Ghost Teachers“ gezahlt, Menschen, die gar nicht als Lehrer arbeiten. Stattdessen sind sie pensioniert, verstorben oder frei erfunden. Lückenhafte oder nicht vernetzte Datenerfassung, mangelhafte Budgetanalysen sowie unübersichtliche Zahlungssysteme helfen zum Beispiel korrupten Beamten, Zahlungen zu verschleiern.

Geschätzte Kosten durch „Ghost Teachers“ in Subsahara-Afrika ca. **20 Mrd. US-Dollar pro Jahr.**



Hochschullehrer

Der künftige Bedarf an qualifizierten Hochschullehrern ist sehr groß. Allerdings ist unklar, woher diese rekrutiert werden sollen und wie die derzeitige Lage in Hochschulen genau aussieht.

Stipendien

Stipendiensuchende und -gebende in Afrika finden sich nicht einfach; es gibt viele ungehobene Ressourcen für mehr und effizientere Stipendien.

Akademische Mobilität

Es findet wenig Austausch von Akademikern und Hochschulangehörigen zwischen afrikanischen Universitäten statt.



Afrikas Zukunft

Die Robert Bosch Stiftung fördert ESSA, weil die Entwicklung des Bildungssektors entscheidend dafür sein wird, ob sich durch Afrikas Bevölkerungswachstum Engpässe und Konflikte verstärken – oder sich große Chancen für den Kontinent ergeben. www.essa-africa.org

Bevölkerungswachstum

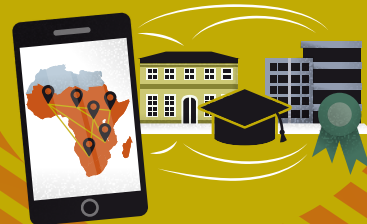
In den kommenden 30 Jahren verdoppelt sich die Bevölkerung von Subsahara-Afrika.

1,42 Mrd.
2030

1,78 Mrd.
2040

Stipendienprogramme kartographieren

Der gesamte Stipendienbereich wird kartographiert. Ressourcen für mehr Stipendien werden geschaffen und Erfolgskennzahlen für Stipendienprogramme entwickelt.



Hochschullehrerbedarf planen helfen

ESSA wird verlässliche Kennzahlen für die Planung des Bedarfs an Hochschullehrern schaffen, sodass die Ausbildung und Rekrutierung gezielter erfolgen kann.



„Ghost Teachers“ auf die Agenda setzen

Das Ausmaß des Problems wird beschrieben und auf die Agenda gebracht.

ESSA wird über seine digitale Plattform gute Beispiele aufzeigen, wie dagegen angegangen werden kann. In Liberia konnte das Problem gestoppt und mit dem eingesparten Geld über 2000 neue Lehrer eingestellt werden.



Jobbörse für Akademiker gründen

ESSA wird eine panafrikanische Jobbörse für Akademiker und Hochschulangestellte gründen, um akademische Mobilität innerhalb Afrikas zu fördern und zu unterstützen.



So handelt ESSA

ESSA setzt zunächst bei der höheren Bildung an, weil hier die Ausbildung von Lehr- und Fachkräften stattfindet und damit der Grundstein für gute Qualifikationen gelegt wird.

Mehr Statistiker ausbilden helfen

ESSA wird die derzeitigen Kapazitäten bei der Ausbildung von Statistikern an Hochschulen erfassen, Bedarfe und notwendige Kompetenzen formulieren und Stipendienprogramme für „Statistiker im Bildungswesen“ auf den Weg bringen. Das soll helfen, den hohen Bedarf an Statistikern und Datenexperten im Bildungs- und Gesundheitssektor nachhaltig zu decken.



Wissen bündeln

ESSA wird Know-how zu erfolgreicher Bildungsförderung in ganz Subsahara-Afrika bündeln. Dieses Wissen wird für die verschiedenen Zielgruppen auf einer digitalen Plattform zugänglich gemacht. Ziel ist, dass Netzwerke entstehen und die Kommunikation untereinander leichter wird.





Kraftvoll

Jaqueline hat den Völkermord in Ruanda überlebt. Heute wohnt sie im Dorf Mbyo. Opfer und Täter des Genozids leben dort als Nachbarn.

TEXT
Linda Tutmann
FOTOS
Jacques
Nkinzibabo

Der Weg der Vergebung

Vor 24 Jahren starben bis zu einer Million Tutsi und moderate Hutu beim Völkermord in Ruanda. Das Dorf Mbyo bringt Täter und Opfer zusammen.

Der Tag, an dem die Mörder kamen, um die Familie von Jaqueline mit wenigen Machetenhieben zu töten, war sonnig. Es hatte am Vortag geregnet und die rötliche Erde in einen schlammigen Morast verwandelt, doch als sich das Mädchen aufmachte, um Milch von den Kühen zu holen, war der Himmel fast wolkenlos. Mühsam balancierte sie den Krug voll mit der weißen Kostbarkeit über die schmalen Pfade. Der Mais stand in diesem Monat hoch, sie sollte erst später erfahren, dass die breiten Blätter der Pflanzen manchen ihrer Freunde Schutz vor den Angreifern boten. Ihrer Familie konnte der Mais nicht helfen. Als sie wieder zurückkam, mit der Kanne voll mit Milch, fand Jaqueline die leblosen Körper. Sie hatten keine Chance.

24 Jahre später sitzt sie auf einem Sofa in ihrem kleinen Haus, in dem sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern lebt. Drei Zimmer, zum Schlafen, Wohnen und Kochen, ein Wellblechdach über dem Kopf, Steinfußboden unter den Füßen. Hier in der Region Burgesera, eine Stunde von der Hauptstadt Kigali entfernt, lebte sie auch früher mit ihrer Familie. Der Völkermord in Ruanda zählt zu den grausamsten der jüngeren Geschichte Afrikas. In dem kleinen, mitten im Kontinent gelegenen Land, das nur etwas größer ist als Belgien, ermordeten radikale Hutu zwischen 800 000 und eine Million Tutsi und moderate

Hutu. Der Ursprung des Konflikts reicht in die Kolonialgeschichte Ruandas zurück. Die ursprünglich sozialen Gruppen der Hutu und Tutsi wurden von den Kolonialherren zu Rassen uminterpretiert. Nach der Unabhängigkeit instrumentalisierte die Regierung diese Unterscheidung und wiegelte die Mehrheit der Hutu gegen die Minderheit der Tutsi auf. Die staatliche Propaganda verschärfte die Lage über den Radiosender „Radio-Télévision Libre des Mille Collines“. Am 6. April 1994 wurde das Flugzeug des damaligen Präsidenten Juvénal Habyarimana, selbst ein Hutu, abgeschossen. Dies nahmen radikale Hutu als Vorwand, um den offensichtlich geplanten Völkermord zu beginnen – bereits eine halbe Stunde nach dem Flugzeugabsturz mordeten Milizen in der Hauptstadt. „Ich war sicher, dass ich jetzt auch sterben muss“, sagt Jaqueline über diesen Morgen im April 1994. Ihr fehlen die Worte, um genauer zu beschreiben, was sie damals fühlte. Sie rannte in ihrer Panik zur katholischen Kirche, in der auch andere Tutsi sich in ihrer Angst zusammendrängten. Dort traf sie ihren Onkel. Auch er hatte Glück gehabt. Zusammen schlugen sie sich nach Burundi durch, vier Tage lang liefen sie, versteckten sich hinter Büschen, sie tranken das Wasser aus den Pfützen und aßen Körner, die sie auf dem Weg auf sammelten.

„Als wir in Burundi ankamen, waren wir keine Menschen mehr“, sagt sie. Vor ihr auf dem Tisch liegt bunter Bast, konzentriert flechtet sie die strohigen Schnüre zu einem bunten Untersetzer zusammen, den sie draußen auf dem kleinen Versammlungsplatz des Dorfes an Besucher verkauft. Mbyo heißt das weit über die Grenzen Ruandas bekannte Dorf, das seine Bekanntheit einer Besonderheit verdankt, die während seiner Entstehung unglaublich war: ein Dorf, in dem Hutu und Tutsi, Täter und Familien der Opfer wie Jaqueline, Tür an Tür leben. Das Dorf ist die revolutionäre Idee eines jungen Priesters, selbst ein überlebender Tutsi. „Wie sollen wir in diesem Land jemals wieder glücklich werden?“, fragte er sich und wusste: Ohne Verzeihen würde es nicht gehen. Er ging in ein Gefängnis und stellte sich mit zitternden Knien vor die Männer, die auch Mitglieder seiner Familie umgebracht hatten. Hutu, die mittlerweile von der neuen Regierung für ihre Taten verurteilt worden waren. Als er sich an die Situation erinnert, berichtet er von den Zurufen der Gefangenen, die ihm entgegenhielten: „Warum ist er noch am Leben?“, riefen sie. „Er ist ein Tutsi! Wir sollten ihn umbringen.“ „Ich komme nicht, um euch anzuklagen“, rief der Priester. „Lasst ihn reden“, sagten sie dann. „Danach können wir ihn immer noch umbringen.“

**Nach vorn**

Jaqueline blickt auf ihre Tochter, die in einem neuen Ruanda aufwachsen wird. Einem Land, in dem die Menschen sagen, sie seien Ruander, nicht Hutu oder Tutsi.

Neuanfang

Frederic ist ein ehemaliger Täter des Genozids – und heute der Bürgermeister des Dorfes Mbyo. Er spricht nun für alle, die dort leben.

Im Dialog

Im Dorf werden wöchentliche Gesprächsrunden veranstaltet, in denen ehemalige Opfer und Täter zusammenkommen.



Dieser Mann ist Bischof Deogratias Gashagaza, er nennt sich selbst: Bishop Deo. Er wollte diese Männer verändern. Alle zwei Wochen ging er ins Gefängnis und sprach mit den Männern über ihre Taten, über Gott, seinen Glauben und las mit ihnen die Bibel. „Ich habe sie als Menschen gesehen, nicht als Tiere“, sagt er. „Sie haben gelernt, mir zu vertrauen.“ Einem Tutsi, den sie früher nur als „Kakerlake“ beschimpft hätten, wie die Propaganda der radikalen Hutu es ihnen eingepflicht hatte. Was passiert mit den Tätern, wenn sie aus dem Gefängnis rauskommen?, fragte sich der Geistliche damals. Flammt der Hass in ihnen wieder auf? Er wollte einen Ort schaffen, an dem Hutu und Tutsi sich die Hand reichen. Einen Ort der Versöhnung. Heute führt er durch das Dorf, in dem Jaqueline lebt. 54 Familien leben mittlerweile hier, Tutsi und Hutu. Es gibt eine Schule, Kinder spielen, abends sitzen sie zusammen und singen ruandische Volkslieder. Auf den Feldern des Dorfes wachsen wieder Mais und Weizen. Alles wirkt ruhig. Vielleicht ist es auch zu ruhig, gespenstisch still. Fragt man die Bewohner danach, ob sie Tutsi oder Hutu sind, kommt schnell, fast mechanisch: „Wir sind Ruander“, ob Tutsi oder Hutu spiele keine Rolle mehr. 80 Prozent der ruandischen Bevölkerung, sowohl Täter als auch Opfer, schätzen Studien, haben während des Genozids ein traumatisches Ereignis erlebt – bis heute leiden rund ein Viertel der Überlebenden an einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Die Folgen dieser Störung sind Depressionen, Angstzustände und Gefühls-taubheit. Als das Dorf vor 15 Jahren entstand, konnten die Bewohner noch nicht einmal zusammensitzen, erzählt Deo. Das Misstrauen, die Angst auf beiden Seiten waren viel zu groß. Viele hatten während des Genozids alles verloren. Zusammen mit Psychologen betreute Deo die Familien, deren Angehörige beim Genozid umgebracht worden waren – und die Täter, die aus dem Gefängnis zurückkamen. Gemeinsam bauten sie die Häuser von Mbyo wieder auf. Die Arbeit, sagt Deo, etwas gemeinsam zu schaffen, war wichtig. Die Bewohner führen zudem am Wochenende aktive Gesprächsrunden, es gibt einen Fußballverein, wo Kinder und Erwachsene spielen,

die Felder werden gemeinsam bestellt. Aber vor allem: Es wird das Schweigen gebrochen. „Ohne Wissen gibt es keine Vergebung“, sagt er. Auch Jaqueline traf zehn Jahre später den Mann, der ihre Familie getötet hat. Er ist ein Mörder, dachte sie, als der Mann vor ihr stand. Ein Hutu, der alle Tutsi hasst. Würde er die Gelegenheit nutzen und sie umbringen? Vergib ihm, hatte ihr ein Priester gesagt, denn auch dir werden deine Sünden im Himmel vergeben. Der Mann fiel vor ihr auf die Knie, presste sein Gesicht in den Staub. Sie hatte Angst. Und sagte dann doch: „Ja, ich verzeihe dir.“ „Das Leben muss weitergehen“, sagt sie heute. „Versöhnung ist ein Prozess.“ Sie redet jetzt flüssig, es ist nicht das erste Mal, dass sie ihre Geschichte Fremden erzählt. Mbyo wird oft als Vorzeigeprojekt von ausländischen Journalisten und Wissenschaftlern besucht, die hier beobachten möchten, wie die Versöhnung, das Zusammenleben von Hutu und Tutsi funktioniert. „Wir verstehen uns“, ist ihre Antwort, wenn man sie danach fragt, wie das Unvorstellbare im Alltag

gelingt: ein Leben neben und mit den Tätern. Auch Frederic, einer der vielen Täter, stand vor einem lokalen Gericht und bat um Verzeihung. Er ist ein kleiner Mann mit kompakter Statur, der ein paar Häuser von Jaqueline entfernt wohnt. Er erzählt mit monotoner Stimme von dem Tag, als er loszog, zusammen mit anderen radikalen Hutu. Wie sie die Straßen blockierten, um die fliehenden Tutsi aufzuhalten. Wie er Menschen tötete. „Es war ein Befehl“, sagt er. „Hätte ich mich geweigert, hätten sie mich auch umgebracht.“ Acht Jahre saß er im Gefängnis. Doch seine Vergangenheit lässt Frederic nicht los. Oft schreckt er auf, sein Herz klopft, wenn er an die Tage im April 1994 denkt. Er kann die Zeit nicht mehr zurückdrehen, das weiß er. Aber er kann leben, auch für die Versöhnung. Für ein neues Ruanda. Fast ein Vierteljahrhundert später zählt das Land zu den Vorzeigestaaten des Kontinents. Das Land ist wunderschön, die grünen Hügel schmiegen sich an den Horizont und die Straßen sind sauber und frei von Müll. Der Präsident Paul Kagame hat das Land wirtschaftlich vorangebracht und auch für die Versöhnung setzt er sich ein. So sehr, dass manche auch von einem Zwang, einer „Diktatur der Versöhnung“ sprechen. Kagame führt das Land mit strenger Hand, von einer Demokratie ist Ruanda weit entfernt. Manche Familien der Opfer wissen bis heute nicht, wie ihre Verwandten gestorben sind und wer die Täter waren. Bischof Deo weiß, dass seine Arbeit auch 24 Jahre nach dem Genozid nicht vorbei ist. Jaqueline und Frederic sind heute Nachbarn, sie vertrauen einander. Ab und an spielen Jaquelines Kinder bei Frederic im Hof. Wenn ihre Kuh einmal keine Milch gibt, kann sie ihn um Hilfe fragen. Das Dorf wählte Frederic zum Anführer, zum Bürgermeister von Mbyo. Er ist es, der heute für alle spricht, der Streit schlichtet und für Probleme eine Lösung sucht. Und der dafür sorgt, dass die alten Wunden nicht mehr neu aufbrechen.

Wahrheit, Gerechtigkeit und Gedenken

Das Dorf Mbyo ist eines von acht sogenannten „Dörfern der Versöhnung“ in Ruanda, in dem Opfer und Täter des Genozids heute als Nachbarn leben – begleitet von der Organisation *Prison Fellowship Rwanda* und dessen Gründer, Bischof Deogratias Gashagaza. *Prison Fellowship Rwanda* gehört zu einer Reihe von Projekten im Bereich von *Wahrheit, Gerechtigkeit und Gedenken*, die die Robert Bosch Stiftung in Afrika und weltweit unterstützt. Mit dem Ziel, Konflikte aufzuarbeiten und zu Versöhnung beizutragen, fördert die Stiftung etwa die *Foundation for Justice and Development Initiatives* beim Aufbau einer Gedenkstätte in Uganda. Unterstützt werden u. a. auch die Organisationen *Fondation Hirondelle*, *Institute for Justice and Reconciliation* und *Project Expedite Justice*, die in Mali, der Zentralafrikanischen Republik, in der Region der Afrikanischen Großen Seen und im Sudan aktiv sind, Kriegsverbrechen dokumentieren und über Aufarbeitungsprozesse berichten.

www.bosch-stiftung.de/aufarbeitung

Auf unserer Website finden Sie weitere Projekte zum Thema *Wahrheit, Gerechtigkeit, Gedenken*.

Nachrichten aus unserer Stiftung

Von der Arbeit gegen Zerrbilder, für bessere Pflege, Inklusion und Teilhabe.



Manifest für bessere Pflege

„Das gesellschaftliche Bild der professionellen Pflege besteht im Moment häufig darin, gebrechliche Menschen umzulagern und Essen zu reichen“, sagte Franz Wagner, Präsident des Deutschen Pflegerats, bei der Vorstellung des Manifests „Mit Eliten pflegen“. Die Robert Bosch Stiftung hat den Anstoß dazu gegeben; 40 Pflegeexperten, darunter Franz Wagner, haben das Manifest erarbeitet und ihre zentrale Forderung klar formuliert: Pflegefachkräfte müssen mehr Autonomie und Verantwortung in der Versorgung ihrer Patienten bekommen. Dafür sollten Tätigkeiten im Pflegebereich durch

akademische Kompetenzen verstärkt und damit auch attraktiver werden. Den Nutzen sehen die Experten vor allem für alte und chronisch kranke Menschen. Auch die Gesundheitsversorgung auf dem Land könne besser gewährleistet werden, wenn Pflegefachkräfte auch hausärztliche Routineaufgaben übernehmen – wie es in vielen Ländern längst üblich ist. Bereits 2012 habe der Wissenschaftsrat deshalb eine Akademisierungsquote für die Pflege von 10 bis 20 Prozent empfohlen. Davon sei Deutschland aktuell weit entfernt, so Franz Wagner.

Afrikanisch-europäisches Journalistennetzwerk

„Wie Europa wirklich ist, erfährst du erst, wenn du hier bist“, berichtet ein Flüchtling aus dem Senegal. Was er beschreibt, ist der Tenor einer Studie des Erich-Brost-Instituts für internationalen Journalismus der TU Dortmund: In Afrika herrsche oft ein Zerrbild von Europa – auch weil afrikanische Medien kaum über die Realität der Migration berichten. In europäischen Medien wiederum sind Berichte über Afrika und Migrationsursachen häufig reduziert auf Armut und Krieg. Das Programm „Journalism in a Global Context“, das vom Erich-Brost-Institut, Africa Positive e.V. und der African Media Initiative getragen und von der Robert Bosch Stiftung unterstützt wird, will diesen Zerrbildern etwas entgegensetzen – mit einem afrikanisch-europäischen Journalistennetzwerk. Formiert hat es sich im Frühjahr in Dakar, dabei sind rund 30 Journalisten von beiden Kontinenten. Nach gemeinsamen Recherchen werden sie über das Thema Migration aus unterschiedlichen Perspektiven berichten.

www.jigc.media/de



Mehr politische Teilhabe für Flüchtlinge

Flüchtlinge wollen mitreden und sich in ihren Aufnahmелändern politisch engagieren. Das ist das zentrale Ergebnis einer gemeinsamen Studie der Robert Bosch Stiftung und des International Institute for Democracy and Electoral Assistance (International IDEA). Unter dem Titel „Political Participation of Refugees: Bridging the Gaps“ konzentriert sich die Studie auf einen bislang kaum untersuchten Aspekt in der Migrationsforschung. Wer eine Stimme habe, fühle sich auch als aktiver Teil der Gesellschaft, so die Autoren. Die Bedingungen dafür seien aber alles andere als ideal. Die Studie fordert von den Aufnahmелändern stärkeres Engagement, Flüchtlinge am politischen Geschehen zu beteiligen. Vorteilhaft sei ein rechtlicher Rahmen, der Teilnahme an lokalen und regionalen Wahlen, Meinungsfreiheit und das Recht zur Selbstorganisation für Flüchtlinge gewähre. Außerdem sollten die Aufnahmелänder Migrantenvertretungen und von Flüchtlingen geleitete Organisationen unterstützen – auch dies schaffe bedeutende Möglichkeiten der Teilhabe.



Deutscher Schulpreis 2018 geht nach Greifswald

Das Evangelische Schulzentrum Martinschule in Greifswald hat den Deutschen Schulpreis 2018 gewonnen, den die Robert Bosch Stiftung und die Heidehof Stiftung in Kooperation mit der ARD und der ZEIT Verlagsgruppe jedes Jahr vergeben. Die diesjährige Entscheidung der Jury setzt ein klares Zeichen für Inklusion. Denn die Greifswalder Schule begann vor 25 Jahren als Schule für geistig behinderte Kinder, entwickelte sich zur inklusiven Grundschule und wurde schließlich zur Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe erweitert.

An der Martinschule haben fast 50 Prozent der Schüler sonderpädagogischen Förderbedarf. Gleichzeitig sind die Ergebnisse der Schule bei den zentralen Abiturklausuren und den Prüfungen zur mittleren Reife seit Jahren besser als der Durchschnitt im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern. „Während manche die Inklusion für gescheitert erklären, beweist die Martinschule mit ihrem außergewöhnlichen Inklusionsmodell das Gegenteil“, sagt der Erziehungswissenschaftler Michael Schratz, Sprecher der Schulpreis-Jury. „Inklusion ist anstrengend, aber sie lohnt sich!“

Fünf weitere Schulen haben bei der Preisverleihung in Berlin einen zweiten Preis bekommen: die Gesamtschule Bremen Ost, die Franz-Leuninger-Schule in Mengerskirchen, die Integrierte Gesamtschule Hannover-List, das Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium in Münster und die Matthias-Claudius-Schule in Bochum. Bewerbungsschluss für den Deutschen Schulpreis 2019 ist der 15. Oktober 2018. Seit dem Start des Deutschen Schulprieses im Jahr 2006 sind 73 Schulen ausgezeichnet worden. Mit ihnen hat sich eine Fundgrube an guten Konzepten und bewährtem Praxiswissen entwickelt – und auf einer neuen Onlineplattform, dem Deutschen Schulportal, ist dieses Wissen jetzt gebündelt. Mit anschaulichen Filmen, Interviews und Materialien aus den Preisträgerschulen können sich Lehrer, Schulleiter und alle, die sich für Schule interessieren, Anregungen holen.

www.deutsches-schulportal.de



Ohne Kompromisse

Mary Maina hat gerade ihren Bachelor abgeschlossen und führt als Kapitänin die ruandische Cricket-Nationalmannschaft an. Beim Next Einstein Forum arbeitete sie am Infostand der Robert Bosch Stiftung.

Konzentriert: Während der Konferenz versorgte Maina die Gäste mit Informationen zu den Projekten der Robert Bosch Stiftung.

M

ary Maina ist müde. Es ist der letzte Tag des *Next Einstein Forums*, über die Flure des Kigali Convention Centre rattern die Rollkoffer, die Wissenschaftler sind abreisebereit. Die zurückliegenden Konferenztage waren lang, aber die Erschöpfung wischt Mary mit einem Lächeln weg. Sie erzählt, wie sie Flyer und Magazine verteilt und über die Projekte der Robert Bosch Stiftung informiert hat – und dabei jede Menge Wissenschaftler kennenlernte. „So viele smarte, inspirierende Leute an einem Ort“, schwärmt sie und kramt ihr kleines Notizbuch heraus, in dem sie Visitenkarten gesammelt hat. Die von Ndyèye Absa, Mathematikerin und Designerin. Oder die von Tolullah Oni, die Medizinerin und auf der Konferenz eine der gefragten *NEF*-Stipendiaten ist. „Tolullah Oni hat mich wahnsinnig beeindruckt. Frauen wie sie verändern die Stereotype von einer männerdominierten Welt.“ Auch Mary verändert die Welt. Ihre große Leidenschaft ist Cricket – eine Sphäre, in der sie sich erst mal behaupten musste. Mit zwölf hat sie den Sport für sich entdeckt. Flüchtlinge, die nach dem Genozid zurück ins Land kamen, brachten das



Spiel mit, vor allem aus Kenia. Viele Ruander konnten zunächst nichts mit dem Sport anfangen, fest stand nur: Für Frauen ist das nichts. „Wir machten einfach die Ohren zu, wenn jemand sagte, lasst diesen Sport die Männer machen“, erzählt Mary. Inzwischen ist sie Kapitänin des ruandischen Frauen-Nationalteams und trainiert mindestens dreimal die Woche auf

Gelassen: Maina ließ sich nicht von den Stimmen beirren, die ihr das Cricket-Spiel ausreden wollten. Heute führt sie die ruandische Frauen-Nationalmannschaft an.



dem neu angelegten Cricket-Rasen am Stadtrand Kigalis. Von dort braucht sie mit dem Bus nur zehn Minuten bis nach Hause, in eine Siedlung mit holprigen Lehmstraßen und hohen Blechtoren vor den Gebäuden. Dort hat Mary eine eigene kleine Wohnung gemietet – und lebt damit eher untypisch für eine Ruanderin Anfang 20. „Viele Frauen bleiben so lange bei den Eltern, bis ein Mann des Weges kommt, sie heiratet und zu sich nimmt“, sagt Mary. Die Ironie in ihrer Stimme ist nicht zu überhören. Sie selbst denkt noch lange nicht ans Heiraten. Ihr Freund ist IT-Spezialist und hat gerade ein Jobangebot in Südafrika bekommen. „Das wird eine neue Situation für mich. Aber ich werde ihn auf keinen Fall abhalten. Ich würde ja auch nicht

„So viele smarte, inspirierende Leute an einem Ort.“

wollen, dass er mich daran hindert, eine gute Jobchance zu ergreifen.“ Sie hat vor Kurzem ihren Bachelor-Abschluss gemacht, in Biotechnologie an der staatlichen University of Rwanda. In ihrem Semester saßen 50 Männer und 8 Frauen. Zu Beginn ihres Studiums mutmaßten einige Jungs im Studiengang, wie viele der Frauen bis zum Schluss durchkommen würden. Alle haben es geschafft. „Denen haben wir’s gezeigt!“, lacht Mary. Bis sie den passenden Masterstudienplatz gefunden hat, arbeitet sie für eine britische NGO, die unter anderem das Cricket-Spiel in Ruanda fördert. Gleich frühmorgens nach dem *Next Einstein Forum* hat sie einen Termin mit dem NGO-Chef. „Aber jetzt werde ich erst mal tanzen gehen!“, sagt Mary, als sie den Infostand auf dem NEF schließt. Die Abschlussparty lässt sie sich nicht entgehen. Auf der Tanzfläche sind schon jede Menge Studenten, auch Neil Turok vom African Institute for Mathematical Sciences und der Astrophysiker Yabebal Fantaye.

10 Fragen von Aku Kwamie:



Die NEF-Stipendiatin Aku Kwamie lebt und arbeitet in Accra, Ghana.

Gesundheitsforscherin

Aku Kwamies Arbeit konzentriert sich auf Gesundheitsversorgungssysteme sowie auf Unternehmensführung, Rechenschaftspflicht im öffentlichen Sektor, organisatorische Innovation und Lernen. In diesen Bereichen lehrt und forscht sie und engagiert sich für akademischen Austausch und Kooperation. Kwamie hat auf ihrem Gebiet viel publiziert, ist häufig eingeladene Rednerin und Mitglied mehrerer internationaler Gremien und beratender Komitees, u. a. bei der Weltgesundheitsorganisation.

**Was müssen Sie tun,
um anzufangen?**

**Welchen Preis
sind Sie bereit
zu zahlen?**

Was ist die Aufgabe einer Regierung?

**Warum folgen Ihnen
Menschen?**

**Werden Bürokratien jemals zu
lernenden Organisationen?**

**Können Bildungs-
systeme Denkkulturen
verändern?**

**Was ändert sich, wenn sich eine
Regierung eher am menschlichen
Miteinander als an Regeln orientiert?**

**Wie fühlen sich
Menschen Ihretwegen?**

Wie nutzen Sie Ihren Schmerz?

**Wo werden Sie die
Ewigkeit verbringen?**

